

MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

Die "grenzenlosen" Begegnungen in Hainburg an der Donau

verfasst von | submitted by

Petronela Hoffmann BA

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien | Vienna, 2025

Studienkennzahl lt. Studienblatt | Degree
programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 066 810

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Kultur- und Sozialanthropologie

Betreut von | Supervisor:

ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Hermann Mückler

Inhaltsverzeichnis

1. PERSÖNLICHER ZUGANG UND THEMENFINDUNG	1
1.1 FAMILIÄRE ERFAHRUNGEN, MIGRATION IN DIE USA UND DIE FOLGEN DES KOMMUNISMUS	1
2. EINLEITUNG	5
2.1 FORSCHUNGSFRAGEN	7
2.2 THEORIEN IM HISTORISCHEN KONTEXT	8
2.3 HISTORISCHE ANTHROPOLOGIE.....	10
2.4 NARRATIVE KONSTRUKTIONEN ETHNISCHER KATEGORIEN	12
3. MACHT UND LEGITIMATION IM HISTORISCHEN KONTEXT.....	13
3.1 GRENZENLOSE BEGEGNUNGEN IM DONAURAUM	13
3.2 WER GEHÖRT ZU ROM?	18
3.3 MISSION ARISTOKRATIE	22
3.3.1 Slawische Fürsten.....	22
3.3.2 Ungarischer Adel	26
3.3.3 Systeme der Legitimation: Religion und Adel.....	28
3.4 SCHWERES LEBEN.....	30
3.5 VERRUCHTE KRIEGE.....	32
3.6 DEMOKRATIE UND KOMMUNISMUS.....	38
3.7 REFLEXION.....	45
4. KULTUR- UND SOZIALANTHROPOLOGISCHE PERSPEKTIVEN	50
4.1 BORDER STUDIES UND KLASSISCHE THEORIEN ZU KULTUR UND ETHNIZITÄT	50
4.2 ETHNISCHE GRENZEN UND KULTURELLE SYMBOLE.....	52
4.3 LIMINALE ERFAHRUNGEN	53
5. DAS FALLBEISPIEL HAINBURG AN DER DONAU	55
5.1 METHODISCHES VORGEHEN.....	55
5.2 STADT ALS ERINNERUNGORT	62
5.3 HAINBURG AN DER DONAU IM HISTORISCH-EMPIRISCHEN KONTEXT	63
5.4 STADT IM EUROPÄISCHEN WANDEL.....	73
5.5 HAINBURG AN DER DONAU IM AKTUELL-EMPIRISCHEN KONTEXT	74
6. CONCLUSIO.....	84
7. LITERATURVERZEICHNIS	89
Abstract (Deutsch)	95
Abstract (English).....	96

1. Persönlicher Zugang und Themenfindung

Das Thema meiner Masterarbeit ergab sich zunächst aus einer zufälligen Konstellation. Eine Studienkollegin, die sich mit dem Thema „Hexenverfolgung in Hainburg an der Donau“ beschäftigte, brachte mich auf den Gedanken mehr über die Stadtgemeinde im östlichen Teil Österreichs zu erfahren. Bei näherer Auseinandersetzung wurde mir jedoch bewusst, wie eng ich persönlich mit den Themen „Grenze“, „Grenzenlosigkeit“, „Grenzziehung“ sowie mit den Dichotomien zwischen offenen und geschlossenen Grenzen im politischen Verständnis verbunden bin. Meine Familie stammt aus dem westlichen Teil der Slowakei, aus der Nähe der historischen Region „Čachtice“, etwa 90 km nordöstlich von Bratislava. Diese Gegend ist aufgrund der polarisierenden Persönlichkeit „Elisabeth Báthory“ bekannt. Aufgewachsen bin ich in der slowakischen Hauptstadt Bratislava und konnte durch die Initiative meiner Eltern das Gymnasium in Wien absolvieren. In dieser Zeit erlebte ich als Pendlerin täglich den Grenzübergang. Meine eigene Erfahrung des „Dazwischen Seins“, zwischen Herkunftsort und aktuellem Lebensmittelpunkt hat meinen Zugang zum Thema wesentlich beeinflusst. Dieses persönliche Erleben lässt sich im theoretischen Rahmen der Liminalität verorten, auf den ich im zweiten Teil der Arbeit eingehe.

Die Grenze betrachtet im Sinne der Grenzziehung spielte – insbesondere im 20. Jahrhundert – aufgrund entscheidender politischer Ereignisse wie dem Zerfall der Monarchie, dem zweiten Weltkrieg und der Machtübernahme der Kommunistischen Partei in der Tschechoslowakei eine identitätsprägende Rolle. Mein persönlicher Zugang zu diesem Thema ist stark von den Erzählungen und Erfahrungen meiner Familie aus der Slowakei geprägt. Die Grundlage meines Erkenntnisgewinns bilden familiäre Erinnerungen, mündliche Überlieferungen sowie erhaltene Briefe.

1.1 Familiäre Erfahrungen, Migration in die USA und die Folgen des Kommunismus

Die Erfahrungen meiner Großeltern und Eltern, die einen Teil ihres Lebens im totalitären Regime verbrachten, beeinflusste ihr Weltbild, ihre Vorstellungen vom Leben jenseits der Grenze und zahlreiche andere Lebensbereiche von grundlegenden Einstellungen bis hin zu

kleinen Routinen im Alltag. Diese Prägung hat sich in gewisser Weise auf mich übertragen. In Gesprächen mit meinen Großeltern wurde deutlich, wie stark ihr Denken von den politischen und gesellschaftlichen Ideologien der jeweiligen Zeit beeinflusst war. Während der Zeit der Österreich-Ungarischen Monarchie war das Leben meiner Familie stark von der Landwirtschaft geprägt. Sie besaßen umfangreiche Ländereien, die bewirtschaftet werden mussten. Diese Arbeit konnten sie nicht allein bewältigen und beschäftigten daher auch zusätzliche Arbeitskräfte. Meine Urgroßmutter war dafür zuständig, für alle das Mittagessen zuzubereiten. Für die Frauen in der Familie war es nahezu unmöglich, ein Studium zu absolvieren, einerseits wegen der intensiven Arbeit in Landwirtschaft und im Haushalt, andererseits aufgrund der damals vorherrschenden patriarchalen Vorstellungen. Ich erinnere mich gut an die Worte meiner Großmutter, die uns Enkelinnen stets ins Gedächtnis rief, dass eine Frau für einen Mann zu leben habe und ihm verpflichtet sei zu dienen. Nach dem Zerfall der Österreichisch-Ungarischen Monarchie entschloss sich ein Teil meiner Familie nach Chicago in den Vereinigten Staaten auszuwandern, um dort zu arbeiten. Die Überfahrt über den Atlantik war zu jener Zeit ohne größere Hürden möglich, der Weg retour später aufgrund des nachkommenden Kommunismus kaum möglich. Wie meine „Babička“¹ oft erzählte, wäre meine Urgroßmutter Katarína längst Amerikanerin geworden und hätte sich viele Sorgen erspart, wenn sie sich nicht auf den ersten Blick in den „Fogaš“ verliebt hätte. Denn Katarína hatte als letztes im Dorf verbliebenes Mitglied der Familie Červenanský bereits ihr Visum und das Ticket nach Chicago in der Hand, um zu den übrigen Angehörigen abzureisen. Doch kurz vor der Abfahrt kam, vom Onkel geschickt, ein junger Mann mit ritterlichem Adelstitel ins Haus. Der Junge sollte ihr eine Daunendecke überbringen, die sie nach Amerika mitnehmen sollte. Dieses Treffen veränderte alles: Katarína blieb, und aus dem Auftrag des Onkels wurde der Beginn einer Liebesgeschichte. Ohne diese schöne Geschichte gäbe es mich nicht und ich könnte heute nicht meine Masterarbeit schreiben. Das war jedoch auch der Anfang der Prägung unserer Familiengeschichte durch die politischen und territorialen Veränderungen im damaligen Österreich-Ungarn, der nachfolgenden Tschechoslowakei und der späteren Slowakei.

Die Korrespondenz mit der Familie in Amerika blieb über viele Jahre hinweg erhalten und einige dieser Briefe sind bis heute im Familienbesitz. Die in Amerika lebenden Verwandten schickten wiederholt Geschenke in die Heimat. Ihren in den USA geborenen Kindern

¹ Babička bedeutet Großmutter bzw. „Omi“ auf Slowakisch

vermittelten sie die slowakische Sprache, so wie sie damals in den ländlichen Regionen der heutigen Slowakei gesprochen wurde. Diese Briefe zu lesen, ist jedes Mal ein besonderes Erlebnis, das mir vor Augen führt, wie groß das Herz dieser Menschen gewesen ist. Ein besonderer Brief stammt aus dem Jahr 1964 und wurde von John Červenansky, der in den USA auf die Welt kam, an meinen Urgroßvater in die damalige kommunistische Tschechoslowakei adressiert. Darin schrieb John Junior Červenansky: „Mein lieber Onkel, während des Krieges war ich nicht weit von Ihnen entfernt, doch es war unmöglich, zu Ihnen zu kommen, wir durften es nicht.“² Obwohl John in Amerika geboren wurde und nur über Briefe mit seinem Onkel in Verbindung stand, zeigt sich darin eine enge familiäre Bindung. Politische Rahmenbedingungen verhinderten jedoch über Jahrzehnte hinweg ein persönliches Zusammentreffen. Auch psychologische Faktoren spielten eine Rolle: Die Angst, nach einem Besuch in der Slowakei nicht mehr in die Vereinigten Staaten zurückkehren zu dürfen, war zu groß.

Auch meine Eltern wurden vom Regime beeinflusst, jedoch in einer anderen Form als meine Großeltern, was sich in ihren Einstellungen und Lebenserfahrungen auch heute noch deutlich widerspiegelt. So blieben die materiellen Einschränkungen jener Zeit in den Familienerzählungen präsent: Etwas im Kommunismus aus dem Ausland zu erwerben, glich einem Lottogewinn. Bis heute erinnern sich meine Eltern daran, wie es ihnen gelang, Dinge zu kaufen, die aus heutiger Sicht völlig selbstverständlich erscheinen. Der aufkommende Kommunismus nach dem zweiten Weltkrieg hatte tiefgreifende Auswirkungen auf die betroffenen Generationen. Krieg und die anschließende politische Neuordnung führten zu massiven Herausforderungen für alle Familienmitglieder. Zur Zeit der Habsburgermonarchie war die Familie landwirtschaftlich tätig. Mit dem Aufstieg des kommunistischen Regimes kam es zur Enteignung all ihrer Besitztümer. Die in der Slowakei verbliebene Familie stand unter starkem Druck und wurde gezwungen, die vollständige Verstaatlichung zu unterzeichnen. Mein Großvater brachte zeitlebens seine Ablehnung des Kommunismus deutlich zum Ausdruck. Er erinnerte sich daran, wie im Zuge der Kollektivierung nahezu der gesamte Besitz der Familie verloren ging – selbst die Pferde seines Vaters wurden beschlagnahmt. Solche Enteignungen hatten vielfältige Folgen: Neben dem wirtschaftlichen Verlust entstanden auch psychische und soziale Belastungen wie Motivationsverlust, Resignation oder Alkoholismus. Auch die Familie in den USA, die über Jahre hinweg finanzielle Unterstützung zur Aufrechterhaltung der

² John Červenansky, 1964, Chicago, Hausarchiv Peter Fogaš. Der Brief geschrieben im Jahr 1964 beschreibt die Situation im Jahr 1945, als er als Angehöriger der US-Armee in Bremerhaven, Deutschland stationiert war.

Landwirtschaft geleistet hatte, war von den politischen Entwicklungen betroffen. Ihr Besitz in der Tschechoslowakei wurde beschlagnahmt und enteignet. Diese drastischen Veränderungen wurden ihnen durch Briefe mitgeteilt. Eine Analyse der Korrespondenz zeigt, dass die Familie in Amerika das kommunistische System und die dahinterstehenden Gründe für die Enteignung nicht vollständig nachvollziehen konnte. Die erste Generation hat die Veränderungen, die der Kommunismus mit sich brachte, nur schwer ertragen. Die nachfolgende, bereits in dieses System hineingeborene Generation konnte sich dagegen leichter damit arrangieren. Vieles, was in den westeuropäischen Ländern oder in den USA bereits vorhanden war, etwa Mode, Autos oder Elektronik (die Liste ließe sich fortsetzen), gab es in der kommunistischen Slowakei nicht. Eine Ware zu erwerben war kein einfacher Prozess, was für uns heute kaum vorstellbar ist, zumal diese Zeit noch nicht allzu lange zurückliegt. Meine Mutter erinnert sich noch lebhaft daran, wie sie mit siebzehn Jahren ihre ersten Jeans bei Tuzex ³ nach langem Anstehen kaufte. Für die begehrten „Bons“, die Tuzex-Gutscheine, konnte man exklusive Importware erwerben, die im regulären Handel nicht erhältlich war. Während der Zeit des Eisernen Vorhangs wurde das Leben jenseits der tschechoslowakischen Grenze, insbesondere im Westen, von vielen als Ideal angesehen. Eine Flucht dorthin hätte jedoch schwerwiegende Konsequenzen für die zurückgebliebenen Familienmitglieder nach sich gezogen. Zudem galt die Flucht über die Marchmündung zwischen Devín und Hainburg als äußerst gefährlich.

Im Titel meiner Masterarbeit habe ich bewusst den Begriff „grenzenlos“ gewählt, weil er für mich eine persönliche Bedeutung hat. Ich verstehe das Wort „grenzenlos“ nicht im Sinne der Abwesenheit von Grenzen, sondern als eine Welt, in der Grenzen existieren, jedoch nicht als traumatische Erfahrung.

³ Tuzex war ein Außenhandelsunternehmen der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik. Es verfügte über ein Netz von Einzelhandelsgeschäften in der gesamten Republik. Die erste Filiale wurde 1957 in Bratislava eröffnet. Im Jahr 1981 gab es in der Slowakei 10 Filialen. <https://www.zijemvrk.sk/spoznavame-rk/tuzex/>, Zugriff am 14.04.2025)

2. Einleitung

„From the internal perspective of the economy, it seems wrong to say that wants are ‘restricted,’ desires ‘restrained,’ or even that the notion of wealth is ‘limited’ (Sahlins 2017, 13).

Dieses Zitat verdeutlicht, dass Bedürfnisse und Wünsche nicht statisch sind, sondern sich in Abhängigkeit von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, Machtverhältnissen und wirtschaftlichen Entwicklungen verändern. Politische Entscheidungen, soziale Dynamiken und ökonomische Umbrüche führen dazu, dass Menschen bestehende Grenzen seien sie materieller, sozialer oder territorialer Art, überschreiten. Im Verlauf der Geschichte entstehen dadurch fortlaufend neue Formen von Abgrenzung und Zugehörigkeit. Marshall Sahlins weist mit seinem Hinweis darauf, dass wirtschaftliches Handeln und ökonomische Bedürfnisse nicht naturgegeben, sondern kulturell geprägt sind. Bedürfnisse entstehen nicht allein aus biologischen Grundlagen, sondern werden durch kulturelle Deutungen und soziale Kontexte geformt. „Fortschritt“ bedeutet in diesem Zusammenhang häufig, natürliche oder gesellschaftliche Grenzen zu überwinden und neue Formen der Bedürfnisbefriedigung zu entwickeln. Menschen sind oftmals bereit, physische, symbolische oder ideologische Grenzen zu überschreiten, um persönliche Wünsche, gesellschaftliche Ziele oder politische Ideale zu verwirklichen. Solche Handlungen prägen nicht nur individuelle Biografien, sondern auch gesellschaftliche Strukturen und nationale Entwicklungspfade nachhaltig. Die vorliegende Masterarbeit untersucht, inwiefern politische Entscheidungen Formen gesellschaftlicher Koexistenz strukturieren und transformieren.

Der historische Überblick in dieser Arbeit reicht dafür von prähistorischen und römischen Kontexten bis zu politischen Umbrüchen des 21. Jahrhunderts. Im ersten Teil geht es um eine Annäherung an die Lebensweise der prähistorischen Gesellschaften im mittleren Donauraum. Dabei wird die Problematik der narrativen Zuschreibungen thematisiert. Das Bild, das wir uns heute von prähistorischen Gesellschaften machen, ist bis heute wesentlich durch Fremdzuschreibungen geprägt. Ein weiterer Schwerpunkt liegt auf der Analyse der österreichisch-slowakischen Nachbarschaft, die durch gemeinsame, aber auch getrennte Erfahrungen geprägt wurde. Besondere Aufmerksamkeit gilt der Entwicklung einer slowakischen Identität, der Rolle nationalstaatlicher Ideologien sowie den politischen Veränderungen vom Zerfall der Habsburgermonarchie über den Zweiten Weltkrieg und die kommunistische Ära bis hin zum EU-Beitritt.

Die historische Betrachtung zeigt, dass Grenzen nicht nur geografische Linien markieren, sondern auch identitätsstiftende und wirtschaftlich relevante Faktoren darstellen. In vielen Fällen führten sie zu bewusster Abgrenzung, die sich sprachlich, kulturell und institutionell verfestigte. In der vorrömischen Zeit folgten Grenzen vor allem geografischen Gegebenheiten. Mit der Expansion des Römischen Reiches entstanden ideologische und vor allem wirtschaftliche Dichotomien zwischen dem „zivilisierten“ Imperium und der „unzivilisierten“ Außenwelt, die das europäische Grenzverständnis bis weit in die Neuzeit hinein prägte.

Grenzen und Grenzziehungen sind daher ein zentrales Thema der politischen, sozialen und kulturwissenschaftlichen Forschung. Sie betreffen nicht nur territoriale und administrative Fragen, sondern wirken tief in gesellschaftliche, kulturelle und ökonomische Strukturen hinein. Die Analyse von Grenzregionen erfordert folglich einen interdisziplinären Zugang, der historische, politische und kulturanthropologische Fragestellungen miteinander verbindet. Von besonderer Bedeutung sind dabei ethnohistorische Prozesse sowie, im gegenständlichen Fall, die sprachliche und kulturelle Vielfalt im Donauraum. Nationalstaaten und nationale Identitäten sind in dieser Perspektive nicht naturgegebenen, sondern sind historisch gebildete Konstruktionen. Besonders aufschlussreich ist dabei, die Entwicklung der Slowakei zu einer eigenständigen Nation. Dies vollzog sich nicht in erster Linie aus eigenem Antrieb oder aufgrund eines starken nationalen Zusammenhalts, ein solcher war historisch nur schwach ausgeprägt, sondern wurde maßgeblich durch äußere politische und ideologische Einflüsse bestimmt. Im Kontext der österreichisch-slowakischen Beziehungen wird deutlich, dass Grenzen nicht allein politische Trennlinien darstellen, sondern stets Ergebnis von Verhandlungen, Ideologien und Brüchen sind. Grenzen sind somit nicht nur als territoriale Linie, sondern als soziales, politisches und symbolisches Konstrukt zu verstehen. Grenzverschiebungen verändern nicht nur politische Strukturen, sondern prägen auch das kulturelle Gedächtnis einer Gesellschaft und hinterlassen oftmals Erfahrungen, die über Generationen hinweg spürbar bleiben.

Die Analyse erfolgt daher sowohl aus der Perspektive politischer und historischer Theorien als auch aus einem empirischen Zugang. Vor diesem Hintergrund richtet sich der zweite Teil der Arbeit auf die Grenzstadt Hainburg an der Donau, die in unmittelbarer Nähe zur slowakischen Hauptstadt Bratislava liegt. Hainburg dient als Fallbeispiel einer Grenzregion, die aufgrund ihrer Grenzlage vor allem von militärischen Konflikten sowie von wirtschaftlichen Höhen und Tiefen geprägt war. Die diversen Ereignisse der Stadtgeschichte veranschaulichen

wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen, die sich im Zuge von Regimewechseln, geopolitischen Verschiebungen sowie der Öffnung und Schließung der Grenze vollzogen.

Heute ist Hainburg durch starke Zuwanderung aus Bratislava geprägt, ein Phänomen, das erst nach dem Ende des Kommunismus möglich wurde. Die Untersuchung bezieht sich jedoch auch auf frühere historische Phasen, um zu zeigen, wie sich Grenzdynamiken wandelten und wie diese die sozialen Beziehungen zwischen Österreich und der Slowakei prägten. Die Gliederung in ausgewählte Perioden und Ereignisse ermöglicht es, sowohl die problematischen als auch die förderlichen Aspekte der Stadtgeschichte und der gegenwärtigen wirtschaftlichen Situation sichtbar zu machen. Berücksichtigt werden dabei auch aktuelle Entwicklungen, insbesondere die neoliberalen Stadtentwicklungsprozesse in Bratislava, die Gentrifizierungstendenzen in benachbarten österreichischen Gebieten, darunter auch Hainburg an der Donau, begünstigen. Unter diesem Aspekt stehen sowohl die historischen Entwicklungen als auch die gegenwärtigen sozialen, kulturellen und ökonomischen Strukturen im Fokus der Analyse. Das Ziel dieser Arbeit besteht darin, die komplexen Mechanismen historischer Grenzziehung herauszuarbeiten, ihre Auswirkungen auf gegenwärtige politische und gesellschaftliche Strukturen zu untersuchen und den Grenzraum nicht als statischen Randbereich, sondern als dynamischen Begegnungsraum zu begreifen. Unter dem Leitgedanken der „grenzenlosen Begegnung“ wird deutlich, dass politische Systeme und Machtverhältnisse das Leben von Menschen in nachhaltiger Weise prägen, oftmals in einer Dimension, die erst im Rückblick vollständig sichtbar wird. Im Rahmen dieser Masterarbeit werden sowohl positive Aspekte grenzüberschreitender Prozesse wie Austausch, Mobilität und wirtschaftlichen Chancen als auch problematische Dimensionen wie soziale Spannungen berücksichtigt.

2.1 Forschungsfragen

Vor dem Hintergrund dieser historischen, politischen und kulturellen Verflechtungen zwischen Österreich und der Slowakei stellt sich die Frage, wie sich Prozesse der Annäherung und der Überschreitung von Grenzen im österreichisch-slowakischen Kontext untersucht lassen können. Im Mittelpunkt steht dabei das Konzept der „grenzenlosen Begegnung“, das sowohl historische als auch gegenwärtige Dynamiken der Grenze sichtbar macht. Daraus ergeben sich zwei zentrale Forschungsfragen:

1. Historische Perspektive

Wie lassen sich „grenzenlose Begegnungen“ als Ausdruck historischer Mechanismen von Grenzziehung und Grenzüberschreitung analysieren?

2. Gegenwartsperspektive

Welche Rolle spielen „grenzenlose Begegnungen“ im sozialen und wirtschaftlichen Alltag der Grenzstadt Hainburg an der Donau, und wie wirken historische Grenzerfahrungen in die heutigen städtischen Entwicklungen hinein?

Diese Fragenstellungen bilden den analytischen Rahmen der Arbeit. Sie verbinden den theoretisch-historischen Zugang mit der empirischen Untersuchung der konkreten „grenzenlosen Begegnung“ in Hainburg an der Donau.

2.2 Theorien im historischen Kontext

Der theoretische Rahmen dieser Arbeit verbindet Historische Anthropologie und Border Studies, um Grenzen nicht nur als territoriale Linien, sondern als soziale, politische und kulturelle Konstruktionen zu begreifen. Da Fragen zu Grenzen und nationaler Identität in beiden Staaten kontrovers diskutiert werden, ist die Untersuchung der historischen, sozialen und kulturellen Verflechtungen beider Staaten erforderlich, um die bestehenden Wechselwirkungen und Anknüpfungspunkte zu identifizieren und damit zu einer fundierten Grundlage für gegenseitiges Verständnis beizutragen. Die historischen Ereignisse werden nicht in der gesamten Fülle dargestellt, sondern exemplarisch, um die Mechanismen zu beleuchten, die zur Entstehung der heutigen Slowakei beitrugen. Der historische Teil der Arbeit verfolgt das Ziel, zentrale soziale, ökonomische und kulturelle Veränderungen von der vorrömischen Zeit bis in das 21. Jahrhundert nachzuzeichnen. Einführend berücksichtige ich die Lebensweise prähistorischer Gesellschaften, insbesondere die Veränderungen, die mit der Sesshaftwerdung, der Herausbildung erster sozialen Grenzen sowie mit der Entstehung ökonomischer Differenzierungen einhergingen zugleich aber auch die politischen Ereignisse, die das Leben der Menschen und die Struktur der Region nachhaltig prägten. Diese historische Verortung bildet die Grundlage für die anschließende empirische Untersuchung, mein methodisches Vorgehen erläutere ich am Fallbeispiel Hainburg an der Donau.

Historische Anthropologie: Marx, Richard van Dülmen, Eric Wolf, Franz Boas

Mein Zugang zur Beantwortung meiner Fragestellungen ist eine historische Anthropologie, die sich nicht auf die lineare Geschichte bezieht, sondern die „dahinterliegenden“ sozialen, politischen und kulturellen Mechanismen untersucht. Richard van Dülmen bezieht sich in seinem Buch „Historische Anthropologie“ auf Marx, um festzustellen, dass die Menschen zwar ihre Geschichte selbst machen, jedoch unter Berücksichtigung der gegebenen Umstände, die schon historisch von den Vorgängern gemacht wurde. Eric Wolf kritisiert wiederum, dass Menschen die Geschichte für bestimmte Zwecke verwenden, um diese Welt zu spalten, und zwar in die Sieger und die Verlierer. In diesem Sinne ist es zielführend die Geschichte unter dem mikroskopischen Aspekt zu betrachten. Und somit auch allen Menschen oder Gruppen eine Stimme zu geben, die aus verschiedenen Gründen diese nicht hatten. Franz Boas betrachtet die Geschichte als einen integralen Bestandteil anthropologischer Forschung, um das Verständnis der jeweiligen Kulturen zu vertiefen.

Gesellschaftliche Ordnungen im Mittelalter: Benedict Anderson, Thomas Hylland Eriksen

Für die Analyse der Weltordnung im Mittelalter wird Benedict Andersons Konzept aus „Die Erfindung der Nation“ herangezogen. Dieses erklärt, wie die zwei gesellschaftlichen Ordnungen, und zwar die Systeme der Adelsdynastien und der Religion kooperierten. Theoretische Konzepte von Thomas Hylland Eriksen liefern den theoretischen Rahmen zur Untersuchung der sozialen und politischen Mechanismen, die in verschiedenen historischen Epochen wirksam waren und bis heute Grenzverhältnisse prägen.

Border Studies und theoretische Annäherung an das Fallbeispiel: Fredrik Barth, Franz Boas, Hastings Donnan & Thomas M. Wilson, Victor Turner

Bevor ich auf mein Fallbeispiel eingehe, thematisiere ich zunächst die Border Studies von Donnan und Wilson, die Grenzen vor allem im Zusammenhang mit politischen Entscheidungen sehen. Dieser Aspekt ist für meinen Arbeitsprozess zentral, da die untersuchte Region in besonderem Maße von der Öffnung und Schließung der Grenze betroffen war, ein Faktor, der für meine Forschung von erheblicher Bedeutung ist.

Darüber hinaus greife ich auf die Kulturtheorien von Fredric Barth und Franz Boas zurück, die Symbole als grundlegende Dimension kultureller Praxis erklären. Im Hinblick auf das Fallbeispiel Hainburg an der Donau erkläre ich mit den Theorien von Barth und Boas den Begriff der Kultur, um der Problematik eines starren Kulturverständnisses entgegenzuwirken. In diesem Sinne ist Kultur als ein symbolisches Kapital zu verstehen, das uns Menschen rein symbolisch von anderen unterscheidet. Diese kulturelle Symbolik zeigt sich als Dynamik, welche man in Hainburg beobachten kann.

An dieser Stelle ist ebenso das theoretische Konzept der Liminalität der Grenzüberschreitung von Victor Turner zu diskutieren. Das Konzept von Liminalität lässt sich ebenso gut auf die historischen politischen Umbrüche übertragen. Mithilfe der Theorie von Victor Turner werden Grenträume nicht nur als geografische Übergangszonen, sondern als sozial und kulturell bedeutende Übergangszonen zu verstanden.

2.3 Historische Anthropologie

Die Historische Anthropologie untersucht menschliches Handeln in seinen vielfältigen Dimensionen. Für meine Fallstudie war es entscheidend, Fragen zu stellen wie: Wer sind die Menschen, die nach Hainburg kommen? Wer sind die heutigen Slowak:innen? Mit Hilfe der historischen Perspektive sollte herausgearbeitet werden, wo Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Nachbarstaaten bestehen, in welchen Bereichen keine Nähe besteht und warum sie keine gemeinsamen Aktivitäten in der Grenzgemeinde suchen. Im Zentrum steht dabei eine mikrohistorische Rekonstruktion, die unter Einbeziehung makrohistorischer Rahmenbedingungen ein vertieftes Verständnis des Untersuchungsfeldes ermöglicht. Die Darstellung historischer Prozesse konzentriert sich somit auf die Beweggründe menschlichen Handelns. Es geht darum zu verstehen, warum eine Gesellschaft bestimmte Lebensweisen und Praktiken entwickelt. Die Historische Anthropologie ermöglicht dafür eine egalitäre, also nicht nur herrschaftsgeschichtliche, Analyse der tieferliegenden Zusammenhänge im kulturellen, sozialen, politischen und ökonomischen Verhalten von Menschen. Die Entscheidungsprozesse der Menschen in historischen Prozessen sind von der Natur, der Gesellschaft und von kulturellen Tradition abhängig. Richard van Dülmen zitiert in seinem Werk „Historische Anthropologie“ ein Zitat von Karl Marx (1852):

„Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen“ (van Dülmen 2001, 6).

Marx macht damit deutlich, dass gesellschaftliche Strukturen und Zwänge zwar menschengemacht sind, die Individuen ihre Geschichte jedoch nicht völlig frei gestalten können. Menschen werden in bereits bestehende soziale, politische und ökonomische Systeme hineingeboren, deren Voraussetzungen sie nicht selbst geschaffen haben. Ihr Handeln und ihre Selbstwahrnehmung können daher nur unter Berücksichtigung dieser Rahmenbedingungen verstanden werden.

Eric R. Wolf hebt in „Europe without History“ hervor, dass Geschichte häufig einseitig und siegerzentriert interpretiert wird. Dies führt zu einer verzerrten Wahrnehmung der Welt. Er fordert eine anthropologische Geschichtsschreibung, die globale Verflechtungen, Machtverhältnisse und historische Prozesse in ihrer Komplexität berücksichtigt.

„In 1968 I wrote that anthropology needed to discover history, a history that could account for the ways in which the social system of the modern world came into being, and that would strive to make analytic sense of all societies, including our own“ (Wolf 2010, XXV).

Auch Franz Boas, Begründer des historischen Partikularismus, betont die zentrale Rolle historischer Entwicklungen für das Verständnis kultureller Phänomene. Seiner Auffassung nach kann jede Kultur nur als historisch gewachsenes Gebilde verstanden werden. Kulturelle Formen und soziale Praktiken entstehen nicht isoliert, sondern sind das Ergebnis komplexer historischer Prozesse, die von äußeren Einflüssen geprägt sind:

„If we try to understand what the people are at the present time we have to inquire into their descent...For these reasons every culture can be understood only as an historical growth. It is determined to a great extent by outer occurrences that do not originate in the inner life of the people“ (Boas 2021, 117).

In „Anthropology and Modern Life“ unterstreicht Boas, dass das Verständnis einer Kultur die gleichzeitige Berücksichtigung ihrer historischen Wurzeln und ihrer aktuellen Erscheinungsformen erfordert. Damit wendet er sich gegen ahistorische oder rein strukturorientierte Erklärungen von Kultur. Sein Ansatz deckt sich mit dem Interesse der Historischen Anthropologie, Mikro- und Makroprozesse miteinander zu verbinden und dadurch die Dynamik menschlicher Lebenswelten im historischen Kontext verständlich zu machen.

2.4 Narrative Konstruktionen ethnischer Kategorien

In der Historischen Anthropologie wird die methodisch problematische Übertragung von Begriffen, Kategorien oder Vorstellungen in historische Kontexte, in denen sie weder zeitgenössisch belegt noch inhaltlich adäquat waren, richtig als anachronistisch bezeichnet. Im Kontext der antiken Ethnographie betrifft dies insbesondere die Verwendung moderner oder vereinheitlichender Ethnonyme auf komplexe, intern differenzierte Gesellschaften. Die Bezeichnung „Kelten“ ist hierfür ein paradigmatisches Beispiel: Antike Autoren wie Hekataios von Milet, Herodot und Julius Caesar verwendeten den Terminus in unterschiedlichen geographischen und kulturellen Kontexten, wodurch seine historische Semantik unscharf blieb (Pauli 1980, 17). Eine unkritische Rezeption dieser antiken Fremdbezeichnungen birgt die Gefahr, retrospektive, homogenisierende Konzepte in die Vergangenheit zu projizieren und somit eines methodischen Anachronismus, der die Rekonstruktion tatsächlicher kultureller Identitäten verfälschen kann. Demandt (2021, 16) schreibt richtig „... da wir niemals wissen werden, seit wann sich Menschen selbst als Kelten betrachtet haben, bleibt es uns überlassen, welche Fundgruppen wir als keltisch bezeichnen.“

Archäologische Fundorte wie der Braunsberg in Hainburg oder Devín⁴ in der Slowakei lassen sich daher nur bedingt eindeutig mit den „Kelten“ in Verbindung bringen. Für die Analyse eisenzeitlicher Gesellschaften ist ein kritischer Blick auf die mit dem Begriff „Kelten“ verbundenen Konnotationen unerlässlich.

Die hier anzuwendende Quellenkritik weist in ihrem erkenntnistheoretischen Kern Parallelen zu Eric R. Wolfs Warnung vor „eingefrorenen“ Kulturbegriffen auf, auch wenn sein Ansatz ursprünglich auf die Analyse dichotomer Kategorien zwischen dem „Westen“ und dem „Rest der Welt“ abzielte. Wolf kritisiert dabei eine Geschichtsschreibung, die vornehmlich aus der Perspektive der Sieger verfasst wird, und zeigt auf, wie dies zu verzerrten Interpretationen globaler Entwicklungen führen kann. In seinen Worten:

„such a developmental scheme is misleading. It is misleading, first, because it turns history into a moral success story, a race in time in which the runner of the race passes on the torch of liberty to the next relay“ (Wolf 2010, 5).

⁴ Devín liegt gegenüber von Hainburg an der Donau und an der Mündung der March.

Die Bezeichnung „Kelten“ geht auf antike Geschichtsschreiber und römischen Machthaber zurück und spiegelt damit die Perspektive der Sieger wider. Zwar mag es einige Gruppen gegeben haben, die zeitgenössisch so bezeichnet wurden, doch diese Zuschreibung lässt sich nicht auf alle prähistorischen Gesellschaften Europas übertragen. So bleibt Geschichtsschreibung bis in die Neuzeit von der Sichtweise der Sieger geprägt, während die Stimmen der „Anderen“ verloren gingen.

3. Macht und Legitimation im historischen Kontext

3.1 Grenzenlose Begegnungen im Donaauraum

Dieses Kapitel knüpft an zentrale Konzepte der Ethnohistorie und der politischen Anthropologie an. Dabei werde ich insbesondere auf die Lebensweise der prähistorischen Gesellschaften eingehen. Es handelte sich um staatenlose Gesellschaften, deren Organisation auf Prinzipien wie Verwandtschaft, lokaler Zugehörigkeit, ritueller Autorität oder ökologischer Verantwortung beruhte. Die klassische politische Anthropologie untersucht, wie sich in solchen staatenlosen prähistorischen Gesellschaften soziale Ordnung, Macht und Autorität konstituierten und welche Faktoren langfristig den sozialen Zusammenhalt sicherten. Politische Führung gründete dabei nicht auf Zwang oder einem zentralisierten Machtmonopol, sondern auf symbolischer Autorität, etwa durch Abstammung, religiöse Legitimation oder naturbezogene Aufgaben wie Ritualwissen, Wetterdeutung oder Heilkunst (Eriksen 2015, 194–198).

Archäologische Befunde wie Grabstrukturen, Siedlungsformen oder Kultstätten erlauben eine Rekonstruktion dieser frühen Organisationsformen und eröffnen wertvolle Perspektiven darauf, wie politische Ordnung ohne Staat funktionieren konnte. Im Kontext der Historischen Anthropologie und Ethnohistorie wird thematisiert, dass kulturelle Entwicklungen dieser Gesellschaften nicht isoliert betrachtet werden dürfen. Die interdisziplinäre Vorgehensweise und die Zusammenarbeit mehrerer Disziplinen ist hierfür notwendig. Wie Wernhart (1986), zitiert nach Zips & Mückler hervorhebt:

„Neben der Ethnohistorie, die die jüngste geschichtlich fassbare Zeit behandelt, ist die Zusammenarbeit mit der Ur- Frühgeschichte, der Archäologie und der Altertumswissenschaft vonnöten, um in tiefere historische Horizonte hinabzusteigen“ (Zips und Mückler 2006, 17–18). In diesem Sinne liefern die Arbeiten von Zips und Mückler (2001, 2006) wichtige theoretische und methodische Beiträge zur ethnohistorischen Forschung, indem sie unter anderem die Zusammenwirkung zwischen anthropologischen, historischen und archäologischen Ansätzen fordern.

Die Analyse archäologischer Befunde ermöglicht einen Einblick in die materielle Kultur sowie in die Lebensweise prähistorischer Gesellschaften. Besonders im Neolithikum im europäischen Raum, das etwa von 5.500 bis 2.200 v. u. Z. datiert wird, war die Verbundenheit der Menschen mit der natürlichen Umwelt sowie ihre Anpassungsfähigkeit an ökologische Gegebenheiten sehr deutlich. Die religiösen Vorstellungen dieser Zeit waren stark von einer symbiotischen Beziehung zur Natur geprägt. Ein umfassendes Wissen über natürliche Ressourcen und ein spiritueller Zugang zur Landschaft bildeten wesentliche Bestandteile des Alltags (Komlosy 2018, 94). Komlosy schreibt hierzu:

„Die frühen Menschen lebten als Jäger und Sammlerinnen viele Jahrtausende lang als integraler Bestandteil der Natur. Erst mit der agrokulturellen Technik löste sich der Mensch aus dieser Einheit und setzte der Natur, die nun als Wildnis definiert wurde, die Kultur entgegen“ (Komlosy 2018, 93).

Übertragen auf die späteren empirischen Untersuchungen indigener Gesellschaften durch Europäer wurde die Bezeichnung Jäger- und Sammler - Gesellschaft häufig mit einer negativen Konnotation versehen. Dies entsprach einem gängigen Zugang der schreibenden Bourgeoisie jener Zeit. Marshall Sahlins kritisierte diese Sichtweise und betonte in „Stone Age Economics“ (1972), dass Jäger- und Sammler Gesellschaften oft nicht in Mangel, sondern in einem Zustand effizienter Bedürfnisbefriedigung bei geringem Arbeitsaufwand und starker sozialer Kooperation lebten. Diese Form des „ursprünglichen Wohlstands“ stellte er der Landwirtschaft gegenüber, die eher mit erhöhter Arbeitsleistung verbunden war:

„The Neolithic saw no particular improvement over the paleolithic in the amount of the time required per capita for the production of subsistence; probably, with the advent of agriculture, people had to work harder“ (Sahlins 1972, 34).

Auch im Hinblick auf Grenzen offenbart sich ein wesentlicher Unterschied: Jäger- und Sammler - Gesellschaften waren politisch und sozial anders organisiert. Ihre Mobilität und Ansiedlungen orientierten sich an natürlichen Gegebenheiten wie Flüssen und Gebirgen. Diese dienten als Orientierungshilfen, stellten jedoch keine sozialen oder kulturellen Trennlinien dar. Ein Beispiel hierfür ist die Donau, eine der ältesten genutzten Wasserstraßen der Welt. Sie spielte bereits ab etwa 5.500 v. u. Z. eine bedeutende Rolle im interregionalen Austausch und fungierte als Verkehrsweg, verbindendes Element und kulturelle Brücke zwischen verschiedenen neolithischen Gemeinschaften (Jungwirth et al. 2014, 120–123).

Menschen, deren Lebensweise bislang durch Jagd und Sammeln geprägt war, begannen allmählich, sich dauerhaft niederzulassen. Archäologische Befunde belegen, dass diese Region bereits früh Teil eines sich entwickelnden Siedlungs- und Verkehrsnetzes war, das sich von den Alpentälern über die Donau bis weit in den Osten erstreckte. Ein bedeutender archäologischer Fund aus diesem Raum ist die Entdeckung im Hainburger Gebirge eines der ältesten Befunde von Linearbandkeramik durch den österreichischen Geologen G. Wessely. Diese Kultur gilt als eine der frühesten neolithischen Kulturen Mitteleuropas und ist durch ihre charakteristischen keramischen Verzierungen nahezu in ganz West- und Osteuropa verbreitet. Siedlungen mit vergleichbaren Bau- und Bestattungsformen lassen sich von den Niederlanden bis zum Dnjepr nachweisen (Ruttkay & Wessely 1976, 844–845).

„Die LBK [=Linearbandkeramische Kultur; Anm. P.H.] ist die erste jungsteinzeitliche Kultur Mitteleuropas, die erste Bauernkultur. Mit dem Erscheinen der LBK ist das Problem verbunden, wie die große sozialökonomische Umwälzung möglich war, wonach aus den in steter Bewegung lebenden Jägern und Sammlern der vorangehenden Zeit allmählich sesshafte Viehzüchter und Getreideanbauer geworden sind; kann man die Neolithisierung Mitteleuropas mit der Einwanderung fremder Volksgruppen erklären, oder waren bereits die einheimischen Völker potentiell fähig, Impulse aus dem entwickelten Südosten aufzunehmen, oder schufen gar die Einheimischen selbst – während eines tiefergehenden langen Prozesses der Umweltveränderung – sukzessive die Voraussetzungen für eine höherstehende Lebensform?“ (Ruttkay & Wessely 1976, 844).

Die Sesshaftwerdung markierte eine soziale und kulturelle Transformation der prähistorischen Gesellschaften. Mit ihr veränderte sich nicht nur die Nutzung von Werkzeugen, sondern es begann auch die Entwicklung neuer Wirtschaftsformen, die den Übergang zur Bronzezeit

einleiteten. Kirschbaum (1995) betont, dass dieser Wandel eine entscheidende Etappe in den sozialen und kulturellen Strukturen darstellte. Zu den zentralen Innovationen zählte die Domestikation von Tieren, insbesondere die Zähmung des Pferdes, das fortan sowohl als Transportmittel als auch als Lasttier eingesetzt wurde.

„As they advanced from the Neolithic to the Bronze Age (1900–700 B.C.), they domesticated many animals and in particular tamed the horse in order to use it as a mode of transport and a beast of burden“ (Kirschbaum 1995, 15).

Die archäologischen Funde aus dem Donaauraum belegen, dass diese Entwicklungen zu dauerhaften Siedlungen mit komplexer Infrastruktur führten. Kreisförmig angelegte Bastionen, Befestigungsanlagen sowie Wohnhäuser aus Stein weisen auf eine organisierte Gemeinschaftsstruktur hin (Kirschbaum 1995, 14–15). Diese Veränderungen markieren einen wichtigen Schritt zur Herausbildung frühstaatlicher Strukturen und komplexer Gesellschaftsformen.

„In the most nonstate systems, power is fragmentary and temporary, dispersed among families, bands, lineages, and various associations. Wider political groups may be formed temporarily to counter some threat, such as warring neighbors, but these groups will break apart when the problem has been overcome“ (Lewellen 2003, 22).

Zu dieser Zeit existierten nichtstaatliche, temporäre Zusammenschlüsse, Abstammungslinien, die sich lediglich bei Bedrohung für kürzere oder längere Zeiträume organisierten, um danach wieder auseinanderzufallen.

Bis zur Expansion des Römischen Reiches blieb das Gebiet an der Grenze zwischen dem heutigen Österreich und der Slowakei politisch weitgehend unbestimmt. „Grenze“ hatte in prähistorischer Zeit eine andere Bedeutung: Sie verlief nicht zwischen ethnisch klar abgegrenzten Bevölkerungsgruppen, sondern orientierte sich an gemeinschaftlichen, geographischen oder ökonomischen Faktoren wie etwa an den Flüssen, Handelswegen oder Kultplätzen. Trotz intensiver archäologischer Forschung bleibt der Ursprung der neolithischen Kultur in Mitteleuropa weiterhin schwer greifbar. Die Vielfalt materieller Funde, regionale Unterschiede und die begrenzte Überlieferungslage erschweren eine eindeutige Rekonstruktion (Ruttkay&Wessely 1976, 843–846).

Nach Komlosy (2018) haben sich bereits im Neolithikum gesellschaftliche Strukturen herausgebildet, die auf sozialer Differenzierung basierten. Politische Grenzen im heutigen Sinne existierten noch nicht, jedoch aber Formen sozialer Abgrenzung innerhalb von Stammesgesellschaften. Mit der Sesshaftwerdung setzten zudem tiefgreifende kulturelle Transformationen ein, die laut Komlosy (2018) zunächst von männlicher Dominanz geprägt waren. Patriarchale Strukturen bewirkten, dass Frauen weiterhin mit der Natur assoziiert und von zentralen gesellschaftlichen Entwicklungen weitgehend ausgeschlossen wurden.

„Im Lauf der Zeit traten bestimmte Gruppen von Menschen aus der Natur heraus und schwangen sich durch eine menscheitsgeschichtliche Weichen stellende Grenze zum Herrscher über die Natur auf. Diese mentale Trennung schlug sich auch in der Siedlungs- und Wirtschaftsweise nieder. Sie wurde von Männern und Frauen unterschiedlich wahrgenommen, blieben Frauen doch aufgrund der patriarchalen Definitionsgewalt weiterhin der Natur zugeordnet, sodass die Herrschaft des Mannes über die Natur auch die Herrschaft über die Frauen inkludierte“ (Komlosy 2018, 94).

Im Verlauf dieser Entwicklungen lösten sich also bestimmte Gruppen zunehmend aus der Naturbestimmtheit und diese Veränderungen schlugen sich in der Entwicklung sozialer Differenzierung und Geschlechterhierarchien sowie in der ökonomischen Lebensweise und der Siedlungsorganisationen nieder.

„Territorialität korrespondiert mit Angrenzung: Diese Grenzen gehen durchaus durch das von der Gruppe selbst bestimmte Territorium hindurch und schließen Nicht-Integrierte als »Andere« von der Territorialität einer bestimmten Wir-Gruppe aus“ (Komlosy 2018, 19).

Komlosy verwendet den Begriff der Territorialität, um die Positionierung innerhalb des sozialen Gefüges zu beschreiben. Territorialität fungierte somit als Abgrenzung gegenüber anderen prähistorischen Gruppen, die sich durch ökonomische und soziale Unterschiede voneinander unterschieden.

In der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung veränderten sich die klimatischen Bedingungen erheblich. Pauli (1980) beschreibt, dass das trockene, warme Klima der Bronzezeit allmählich von einem feuchteren und kälteren schrittweise abgelöst wurde. Dies hatte Auswirkungen auf die Landwirtschaft: „Der Ackerbau ging zugunsten der Viehhaltung zurück“ (Pauli 1980, 26). Der Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit war von intensiven sozialen und ökonomischen Veränderungen geprägt. Handel und Metallwirtschaft,

insbesondere Eisen und Bronze, nahmen stark zu. Gleichzeitig gewannen männlich dominierte Kriegerbünde, mobile Reitertruppen und befestigte Höhensiedlungen an Bedeutung.

Ab dem sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung verdichteten sich soziale Hierarchien, Macht konzentrierte sich zunehmend in den Händen immer weniger Familien. Zwischen 450 und 400 v. u. Z. entstanden erste Fürstensitze, befestigte Anlagen, die den Beginn klarer sozialer Differenzierungen markierten. Pauli betont, dass sich im fünften Jahrhundert v. u. Z. eine wirtschaftliche Belebung sowohl nördlich als auch südlich der Donau beobachten lässt (Pauli 1980, 26–30). Archäologische Funde zeigen, dass auch nördlich der Donau komplexe wirtschaftliche Strukturen entstanden. Pieta verweist auf die Münzprägung in der Südwestslowakei: „Seit der zweiten Hälfte des 3. Jh. v. Chr. wurden in der Südwestslowakei bereits eigene Silbermünzen geprägt, was als Zeichen einer entwickelten und wirtschaftlich starken Gesellschaft gilt“ (Pieta 2010, 25). Diese Entwicklungen belegen, dass im Donaauraum bereits früh hochdifferenzierte Gesellschaften mit weitreichenden Handels- und Machtstrukturen existierten.

3.2 Wer gehört zu Rom?

Wie im Kapitel „Grenzenlose Begegnungen im Donaauraum“ aufgezeigt, griff die römische Herrschaft in Räume ein, die bereits durch soziale und wirtschaftliche Strukturen gegliedert waren. Für die Fragestellung dieser Masterarbeit ist vor allem die römische Präsenz im Donaauraum im östlichen Österreich und der westlichen Slowakei von Bedeutung. Hier stellt sich die Frage, welche Gebiete unmittelbar unter römischer Kontrolle standen und welche Dynamiken für diesen Raum charakteristisch waren. Gleichzeitig ist für meine Fragestellung auch die slawische Präsenz relevant, deren Ursprung in der Forschung umstritten bleibt. Es existieren unterschiedliche Ansätze und bislang hat sich keine einheitliche Theorie zu dem Thema herausgebildet.

Mit dem wachsenden Einfluss der römischen Herrschaft wurden schrittweise die europäischen Regionen in die römische Verwaltung eingebunden. Die römische Expansion nahm ab den Jahren 58 und 51 v. u. Z. in Oberitalien und Gallien ihren Ausgang. In den folgenden Jahrzehnten wurden die Feldzüge schrittweise auf weitere Territorien ausgedehnt. Um das Jahr 15 v. u. Z. eroberte Rom die alpinen Gebiete, die erst in der Folgezeit zur Provinz Raetia

organisiert wurden. Die Eroberung von Römisch - Noricum und -Pannonien gestaltete sich schwierig, konnte jedoch in den Jahren zwischen 12 und 9 v. u. Z. abgeschlossen werden. Somit wurden schrittweise alle Gebiete südlich der Donau zu römischen Donauprovinzen. Die Provinz Noricum umfasste das heutige östliche Nordtirol, Teile Bayerns, Oberösterreich bis zur Donau, Niederösterreich bis zur Donau und östlich bis zum Wienerwald, Osttirol, Salzburg, Kärnten und den Großteil der Steiermark. Die Region Pannonia inferior umfasste Niederösterreich östlich des Wienerwaldes, Teile der Oststeiermark, das Burgenland, den Westen Ungarns sowie Gebiete im heutigen Slowenien, Kroatien und Serbien südlich der Donau (Vocelka 2002, 27–30).

Anders gestaltete sich die Situation nördlich der Donau. Diese Gebiete, wie der Süden Deutschlands einschließlich des Großteil Bayerns, die nördlich der Donau gelegenen Regionen Ober- und Niederösterreichs und der heutigen Slowakei sowie Tschechien, Teile Nordungarns und südwestliche Regionen des heutigen Polens, lagen außerhalb der römischen Verwaltung. Besonders im östlichen heutigen Österreich und der westlichen heutigen Slowakei kam es zu wiederholten Konflikten mit germanischen Gruppen. Kirschbaum verweist darauf, dass:

„Frequent incursions from Northern Europe forced the Romans to make peace with the Quadi. In A.D. 21 they supported Vannius, a Quadi king who established the ‘Regnum Vannianum’, which lasted until A.D. 50. It is possible that Bratislava was the center of his kingdom, especially as the Romans did not establish themselves there – the two main Roman centers in the area were Vindobona and Carnuntum“ (Kirschbaum 1995, 17).

Auf die wiederholten Einfälle aus dem Norden Europas reagierten die Römer mit einem kurzfristigen Friedensabkommen an der Nordgrenze, welches sich hypothetisch auf das Gebiet des heutigen Bratislava erstreckte. Nach dem Tod des Königs Vannius setzten sich die militärischen Auseinandersetzungen zwischen Rom und den jenseits der Donau siedelnden germanischen Gruppen fort (Kirschbaum 1995, 17).

Trotz militärischer Belastungen bestanden die Kontakte zwischen römischen und nördlich siedelnden Gruppen nicht nur aus Kriegen, sondern auch aus kulturellem und materiellem Austausch. Archäologische Funde belegen römische Einflüsse in Handwerk, Kunst und Alltagskultur, die in die lokale Lebensweise integriert wurden (Kirschbaum 1995, 17). Vor diesem Hintergrund ist die Frage nach dem Auftreten slawischer Gruppen im Gebiet der heutigen Slowakei besonders relevant.

Peter Heather argumentiert, dass sich gegen Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung im östlichen Mitteleuropa eine erste slawische politische Struktur herausbildete, die ein hohes Maß an sozialer Organisation aufwies (Heather 2011, 14–15).

Boas wiederum betont die enge Verbindung zwischen Slawen und Germanen. Er verweist auf historische Belege, wonach Slawen und Germanen durch eine lange Periode in Verbindung standen. Die territoriale und gesellschaftliche Entwicklung der Slawen beschreibt Franz Boas in „Anthropology and Modern Life“ folgendermaßen:

„Ample historical evidence is available to show how this has come about. The relation of German and Slav is instructive. During the period of Teutonic migrations, in the first few centuries of our era, the Slavs settled in the region from which Teutonic tribes had moved away. They occupied the whole of what is now eastern Germany, but the population seems to have been sparse. In the Middle Ages, with the growth of the German Empire, a slow backward movement set in. Germans settled as colonists in Slavic territory, and by degrees German speech prevailed over the Slavic and a population of mixed descent developed“ (Boas 2021, S. 45).

Nach dem Zerfall des Weströmischen Reiches im fünften Jahrhundert nach unserer Zeitrechnung entstand im Gebiet des heutigen Österreichs und der Slowakei ein heterogenes Machtgefüge, das von intensiven Migrationsbewegungen, politischen Brüchen und religiösen Veränderungen geprägt war. Bis zum Mittelalter fehlen aber weiterhin schriftliche Aufzeichnungen über das Leben der kleineren Volksgruppen in dieser Region. Die lateinischen und griechischen Quellen sind überwiegend von Vorurteilen gegenüber den außerhalb des römischen Limes lebenden Gruppen des römischen Herrschaftsgebietes geprägt und bieten kein vollständiges Bild über das Alltagsleben der Menschen.

Wie Heather betont, sind „Versuche, das Ende des Weströmischen Reiches als einen weitgehend friedlich verlaufenen Prozess darzustellen, der durch den Rückzug der lokalen Eliten aus den zentralstaatlichen Einrichtungen bedingt war, [...] folglich nicht überzeugend. Vielmehr spielte bei allen politischen Prozessen des 5. Jahrhunderts Gewalt eine wichtige Rolle“ (Heather 2009, S. 313).

Mit dem Rückzug Roms wandelten sich diese Räume nämlich zu Schauplätzen politischer Neuordnung, in denen sich mithilfe militärischer Konflikte neue Machtzentren etablierten. Ab dem späten sechsten Jahrhundert um das Jahr 568 prägte das Awarische Khaganat den Raum

der pannonischen Tiefebene. Die Awaren, ein turk-tatarisches Reiternomadenvolk, dominierten bis zu ihrer Niederlage durch Karl dem Großen im Jahr 811 große Teile Mitteleuropas. Ihre Herrschaft stand im Kontrast zur Lebensweise der sesshaften slawischen Bevölkerung, die in Dorfgemeinschaften Landwirtschaft betrieb (Botík 2007, 36).

Besondere Bedeutung erlangte das Jahr 623, als sich die slawischen Stämme gegen die Awaren erhoben und den fränkischen Fernkaufmann Samo zu ihrem Anführer machten. Das sogenannte Reich des Samo umfasste Teile der heutigen Slowakei, Tschechiens und Oberösterreichs (Botík 2007, 36–37).

Diese Entwicklung verdeutlicht, dass die slawische Bevölkerung zu dieser Zeit militärisch und politisch zunehmend handlungsfähig wurde. Die These von Franz Boas, dass germanische Gruppen nach dem Ende des Römischen Reiches weiterzogen und Raum für die Slawen hinterließen, erscheint in diesem Kontext plausibel. Es lässt sich annehmen, dass die germanischen Gruppen nach dem Ende des Römischen Reiches bereits in andere Gebiete weiterzogen und sich in anderen Regionen niederließen. Wäre dies nicht der Fall gewesen, hätten die slawischen Gruppen den fränkischen Fernkaufmann Samo mit größer Wahrscheinlichkeit nicht als Bündnispartner gebraucht, und auch den Awaren wäre es erschwert worden, sich in dieser Region niederzulassen. In einem solchen Szenario wären sie auf strake germanische Gemeinschaften gestoßen, die zuvor sogar den Römern Widerstand geleistet hatten.

Mit der Zerschlagung der awarischen Ordnung im neunten Jahrhundert wurde der Donauraum erneut zum Schauplatz neuer politischer Ordnungen, in denen sich neue Machtzentren etablierten, nicht zuletzt unter maßgeblicher Beteiligung des Frankenreichs, des neuen Herrschaftszentrums. Die Gebiete des heutigen Österreichs und Slowakei unterlagen nachfolgend dem hegemonialen Einfluss des fränkischen Reiches. Diese Machtverschiebung ermöglichte in erster Linie die weitere Ausdehnung des Christentums und unter anderem auch die Entstehung des Großmährischen Reiches. Dafür war es notwendig, dass sich Eliten bildeten, adlige Fürsten, die diese Mission erfüllen konnten.

3.3 Mission Aristokratie

Die religiöse Orientierung diente schon damals nicht nur der spirituellen Verortung, sondern war bereits auch ein zentrales Mittel politischer Legitimierung und kultureller Identitätsbildung. Diese Entwicklungen bedeuten ein reiches Feld der Analyse: Macht wurde nicht nur militärisch, sondern auch durch kulturelle und religiöse Praktiken verhandelt. Die Christianisierung stellte keinen eindimensionalen, von oben nach unten verlaufendem Prozess dar, sondern war vielmehr in ein komplexes Netzwerk von Aushandlungen eingebettet, das maßgeblich zur Herausbildung neuer Formen von Aristokratie und adligen Herrschaftsstrukturen beitrug.

„Christianity, which originated in Roman-occupied Israel and opposed what its followers perceived as an overly routinized and hypocritical Judaism, did not itself attain dominant status for half a millenium“ (Lewellen 2003,70).

Mit dem folgenden Kapitel wird aufgezeigt, dass Religion nicht nur spirituelle, sondern auch eine politische und gesellschaftliche Facette hat. Die Entstehung des Christentums im römisch besetzten Palästina kann als eine Gegenbewegung zu den damaligen Machtstrukturen verstanden werden. Sie stellte eine Abkehr von Zentralisierung und Unterdrückung dar, zum Teil vergleichbar mit den Entwicklungen im Großmährischen Reich. Aus politischer Perspektive erfüllte Religion dabei zwei zentrale, aber gegensätzliche Funktionen, nämlich einerseits als Mittel der Integration in bestehende Herrschaftsstrukturen und andererseits als Mittel den bestehenden Systeme durch Abwendung oder Protest zu entkommen.

3.3.1 Slawische Fürsten

Der Sieg Karls des Großen über die Awaren ermöglichte für die slawischen Gesellschaften eine veränderte Lebensentfaltung. Im achten und neunten Jahrhundert bilden sich auf dem Gebiet der heutigen Slowakei die ersten zwei politischen Einheiten heraus, das Fürstentum Nitra mit dem Herrscher Pribina und das Fürstentum Morawa mit Mojmir I.

Die ersten christlichen Einflüsse gelangten bereits in der Spätantike in die Region der westlichen Slowakei, vermittelt vor allem durch römische Truppen, Händler und Siedler. Besonders deutlich fassbar ist dies in der Provinz Pannonien, zu der auch Teile des heutigen

Österreichs sowie der Südwesten der Slowakei gehörten. Die späteren Missionierungsaktivitäten unter fränkisch-bayerischem Einfluss zielten aber darauf ab, das Christentum sowohl im Raum der ehemaligen römischen Provinz Pannonien sondern auch in Gebieten nördlich der Donau nachhaltig zu verankern.

Das pannonische Gebiet blieb allerdings nach dem Sieg des fränkischen Königs Karl des Großen über die Awaren weitgehend zerstört und entvölkert. Zu dieser Zeit kam Pannonien unter die christliche Herrschaft von Salzburg. Mithilfe des bayerischen Königs Ludwig dem Deutschen wurde dieses Gebiet dem Fürsten Pribina zugesprochen. Die Christianisierung stellte in diesem Kontext nicht nur einen Schritt zum religiösen Wandel dar, sondern fungierte als zentrales Mittel zur Formierung und Legitimierung politischer Herrschaft (Vavřínek, 1963, 221). Die Einführung des Christentums war eng an Kooperationen mit lokalen Herrschaften gebunden. Die Einführung des lateinischen Ritus war dabei eng mit der Etablierung von Verwaltungs- und Bildungsstrukturen verbunden. Die fränkisch-bayerische Mission, geleitet durch Bischofssitze wie Salzburg und Passau, hatte das Ziel, die lokale Bevölkerung in den katholischen Glauben zu integrieren. Die Christianisierung war dabei kein linearer Prozess, sondern eine komplexe politisch-kulturelle Aushandlung. Zentrale Akteure dieses Prozesses waren slawische Fürsten, die sich in diesen Prozessen taufen ließen, um ihre Herrschaft zu stabilisieren oder auszubauen. Die Annahme des Christentums war somit weniger ein Ausdruck spiritueller Überzeugung, sondern vielmehr ein Mittel politischer Strategie. Die Taufe diente als symbolischer Akt der Einbindung in überregionale Machtgefüge und bot Zugang zu militärischer Unterstützung und kirchlicher Legitimation.

Der Fall des mährischen Fürsten Pribina, der seine Herrschaft verlor, nachdem er sich der fränkischen Missionspolitik widersetzte, ist ein Fallbeispiel für die politische Dimension der Christianisierung. Die ostfränkischen Könige setzten ihren Einfluss gezielt ein, um durch Unterstützung oder Absetzung lokaler Herrscher ihre Kontrolle in der Region zu sichern (Vavřínek 1963, 221–226).

Das Großmährische Reich (833–ca. 907) bildete ein zentrales Machtzentrum im östlichen Mitteleuropa und war über Jahrzehnte hinweg Schauplatz kultureller und religiöser Aushandlungen zwischen westlich-lateinischer und östlich-byzantinischer Prägung. Im neunten Jahrhundert nach unserer Zeitrechnung befand sich das Großmährische Reich in einem vasallenähnlichen Abhängigkeitsverhältnis zum Ostfränkischen Reich. Diese Abhängigkeit

manifestierte sich insbesondere in der Verpflichtung zur regelmäßigen Entrichtung von Tributen und der Anerkennung ostfränkischer Oberherrschaft.

Aus kultur- und sozialanthropologischer Perspektive handelte es sich hierbei um ein asymmetrisches Machtverhältnis, in dem politische Loyalität durch ökonomische Verpflichtung gesichert werden sollte.

Innerhalb der mährischen Elite wuchs jedoch der Widerstand gegen diese Fremdbestimmung. Die Tribute wurden zunehmend als symbolische wie materielle Unterwerfung empfunden. Dies unterminierte nicht nur die Herrschaft Mojmir I., sondern führte auch zu inneren Spannungen, die schließlich ein Eingreifen von außen begünstigten. Der ostfränkische König Ludwig der Deutsche nutzte die Instabilität, um aktiv in die inneren Angelegenheiten Großmährens einzugreifen. In einem machtpolitisch motivierten Akt wurde Mojmir I. abgesetzt, und an seiner Stelle wurde Rastislav installiert (Kirschbaum 1995, 24–26). Trotz seiner Einsetzung durch Ludwig den Deutschen verfolgte Rastislav schon bald eine eigenständige politische und religiöse Linie. Die Kontrolle über religiöse Institutionen wurde zunehmend als Mittel zur politischen Unabhängigkeit begriffen. Rastislav strebte daher die Etablierung einer eigenständigen kirchlichen Struktur an, losgelöst von den deutschen Diözesen.

Im Jahr 861 wandte sich Rastislav mit einer Anfrage an Papst Nikolaus I. und ersuchte um die Entsendung slawischsprachiger Geistlicher. Die Intention war eindeutig: Es ging nicht allein um spirituelle Betreuung, sondern um die Schaffung einer lokalen, nichtfränkischen kirchlichen Ordnung. Die römische Kurie blieb jedoch untätig. Dieses diplomatische Schweigen veranlasste Rastislav schließlich dazu sich an die byzantinische Seite zu wenden (Dekan 1963, 89).

Bereits 862 kontaktierte er Kaiser Michael III. in Konstantinopel, der dem Anliegen wohlwollend gegenüberstand und 863 zwei gelehrte Brüder aus Thessaloniki, Kyrill (Konstantin) und Method, nach Großmähren entsandte. Sie verfügten über eine theologische Ausbildung im byzantinischen Kontext. Ihr Auftrag war ebenso religiöser wie politischer Natur: Mit ihrer Mission verband sich die Hoffnung auf Schaffung einer eigenständigen slawisch-byzantinischen Kirchenstruktur. In diesem Kontext kamen am Ende des neunten Jahrhunderts die Missionare Kyrill und Method nach Mähren, die durch ihre Übersetzung der Bibel und liturgischer Texte ins Altslawische sowie durch die Einführung des slawischen Gottesdienstes eine kulturelle Alternative zum lateinischen Ritus schufen (Vavřínek, 1963,

224). Die Missionare betraten jedoch bereits ein christianisiertes Gebiet. Archäologische Befunde belegen eine kontinuierliche Präsenz des Christentums schon vor ihrer Ankunft. Auf dem Gebiet der heutigen Slowakei konnten mindestens sechzehn Kirchen lateinischer Missionierung nachgewiesen werden (Poulík 1963, 42).

Die Einführung einer sakralen Sprache, die der lokalen Bevölkerung verständlich war, war nicht nur in religiöser und theologischer Hinsicht bedeutsam, sondern auch ein Akt kultureller Selbstermächtigung. Damit wurde eine eigene religiöse Identität geschaffen, die sich von den fränkisch-lateinischen Traditionen unterschied, jedoch nicht mit ihnen im direkten Konflikt stand. Diese Phase religiöser Pluralität wurde jedoch bald durch politische Machtverschiebungen beendet: Die Absetzung Rastislavs durch die Ostfranken und die nachfolgende Repression byzantinischer Strukturen führen zu einer Re-Latinisierung kirchlicher Institutionen im großmährischen Raum. Rastislavs Versuch, eine kirchlich-politische Souveränität zu etablieren, stellte eine ernsthafte Bedrohung für den fränkischen Einfluss in der Region dar. Seine Hinwendung zur byzantinischen Kultur wurde im Osten als legitim betrachtet, im Westen jedoch als Akt des Verrats. Die Bestrafung fiel exemplarisch aus: Rastislav wurde geblendet und bis zu seinem Lebensende in Haft gehalten, eine damals übliche Praxis zur dauerhaften Entmachtung politischer Gegner. Diese brutale Maßnahme offenbarte nicht nur damalige Grenzen kultureller Autonomieversuche, sondern auch den hohen Stellenwert, den religiöse Kontrolle im Machtgefüge des Frühmittelalters einnahm (Kirschbaum 1995, 23–33).

Unter dem nachfolgenden und gleichzeitig letzten Fürsten des Großmährischen Reiches Svätopluk (870–894) erreichte das Reich seine größte territoriale Ausdehnung und zumindest eine kurze politische Stabilität. Besonders bedeutsam war seine strategische Kontrolle über die Grenzregion entlang der March, einem Raum zwischen der östlichen Mark (Marcha Orientalis) und dem großmährischen Kerngebiet. Die Region um Theben (Devín) und Hainburg und die Umgebung des heutigen Bratislava stellten eine militärische und kulturelle Schlüsselzone dar. Die Marcha Orientalis selbst entstand im Zuge der fränkischen Expansion nach der Eroberung des Awarenreichs durch Karl den Großen. Dieses Gebiet auch als „Bayerisches Ostland“ bekannt wurde zu einer Pufferzone zwischen dem Karolingerreich und slawischen Gebieten, deren damalige Bedeutung für die Grenzsicherung kaum zu überschätzen ist. Svätopluk konnte die geopolitischen Spannungen zu seinen Gunsten nutzen. Im Jahr 871 führte er einen erfolgreichen Feldzug gegen Karlmann, was zur vorübergehenden Sicherung der politischen Autonomie Großmährens führte. Die militärische Niederlage der Karolinger schwächte deren

Einfluss in der Region und ermöglichte Svätopluk eine gefestigte Herrschaft (Vaněček 1963, 288–290). Trotz seines Sieges unterzeichnete er im Jahr 874 einen Friedensvertrag mit Ludwig dem Deutschen, in dem er sich zur formalen Anerkennung der fränkischen Oberhoheit, zur Zahlung eines jährlichen Tributs und zur militärischen Unterstützung bei äußeren Bedrohungen verpflichtete. Dieses Bündnis war weniger Ausdruck politischer Unterwerfung als vielmehr eine taktische Absicherung gegenüber konkurrierenden Mächten.

3.3.2 Ungarischer Adel

Das enge Zusammenwirken westeuropäischen Fürstentümer mit dem Papstum in Rom insbesondere nach dem Zerfall des Weströmischen Reiches, sicherte diesen Regionen eine zentrale Stellung im entstehenden Europa. Im Kontext wirtschaftlicher Expansion war territoriale Ausdehnung ein strukturelles Erfordernis.

Die Zurückhaltung der Fürsten im Großmährischen Reich, sich in das entstehende christlich-abendländische Ordnungsgefüge zu integrieren, stellte dabei ein Hindernis dar. Nach dem Verlust seines bedeutendsten Fürsten geriet das Großmährische Reich zunehmend unter Druck. Interne Machtkämpfe zwischen dessen Nachkommen schwächten die politische Stabilität, sodass die territoriale Expansion der Magyaren und Bayern nicht mehr effektiv aufgehalten werden konnte (Vavřínek, 1962, 239–140).

Im zehnten Jahrhundert erfolgte ein erneuter Machtwechsel auf dem Territorium nördlich der Donau. Mit dem Aufstieg des ungarischen Königreichs unter Fürst Géza wurde ein Prozess politischer und religiöser Angleichung eingeleitet: die ungarische Herrschaft bekannte sich explizit zur römisch-katholischen Kirche und deren Missionsauftrag. Gézas außenpolitische Neuausrichtung manifestierte sich in einem Friedensschluss mit dem bayerischen Herzogtum. Sein Sohn Vajk wurde unter dem Namen Stephan getauft und durch die Heirat mit Gisela, der Schwester des bayerischen Herzogs Heinrich dynastisch in den mitteleuropäischen Machtapparat eingebunden. Diese Verbindung hatte weitreichende Konsequenzen für die politischen und religiösen Beziehungen beider Reiche.

Mit Stephans Herrschaft begann eine Phase enger Kooperation mit Rom, während byzantinische Einflüsse zunehmend verdrängt wurden. Das ungarische Stammesbündnis konsolidierte mit diesem Akt seine Herrschaft im Karpatenbecken. Mit der Krönung Stephans

I. im Jahr 1000 wurde das Königreich Ungarn als christlich-lateinische Monarchie offiziell etabliert. Während seiner Regierungszeit kam es zur verstärkten Ansiedlung deutschsprachiger Bevölkerungsgruppen in verschiedenen Teilen des Königreichs Ungarn, darunter auch in Regionen des heutigen slowakischen Staatsgebiets. Diese Migration war Teil umfassender Strukturveränderungen, die das Land im Zuge der Christianisierung und der Integration in das römisch-katholische Wertesystem erlebte. In diesem Kontext passte sich der slawische Adel zunehmend an die neuen politischen und religiösen Strukturen an. Durch Prozesse der Assimilation und Magyarisierung versuchten viele Angehörige des alten Adels den Verlust ihrer sozialen Privilegien zu vermeiden. (Turcerová-Devecková 2024, 12–15). Viele slawische Eliten integrierten sich in diese neue Ordnung, wobei bestehende lokale Strukturen teilweise erhalten blieben.

Gegen Ende des zehnten Jahrhunderts setzte Kaiser Otto III. dann eine grundlegende Reform der Reichsverwaltung in Gang. Die Erfahrung vergangener Expansionen hatte gezeigt, dass insbesondere jene Regionen, die historisch außerhalb des römischen Einflussbereichs lagen, nur schwer zentralisiert kontrollierbar waren. Diese Räume verfügten über stabile, eigenständige soziale Ordnungen und gewachsene Strukturen lokaler Autonomie. In dieser Logik sah die Reformpolitik Ottos III. vor, den betreffenden Territorien ein Maß an Selbstverwaltung zuzugestehen, selbstverständlich unter der Bedingung der Anerkennung des römisch-christlichen Reiches und regelmäßiger Leistungen von Tributzahlungen. Dieses Modell stellte eine pragmatische Antwort auf die sozio-politische Pluralität des mitteleuropäischen Raums dar und ermöglichte eine langfristige Integration vormals peripherer Gebiete in das westlich-lateinische Herrschafts- und Glaubenssystem (Kirschbaum 1995, 41–42).

Eine tiefgreifende Zäsur stellte die Mongoleninvasion von 1241/42 dar. Die Niederlage des ungarischen Heeres bei Muhi und die Verwüstung großer Landesteile, auch in der heutigen Slowakei, führten zu einem massiven demografischen und ökonomischen Einbruch. In der Folge leitete König Béla IV. einen weitreichenden Wiederaufbau ein, der u. a. mit der Errichtung befestigter Burgen, der Förderung städtischer Strukturen und gezielter Ansiedlungspolitik verbunden war. Insbesondere deutschsprachige Kolonisten, vor allem für den Bergbau, wurden in die Region geholt und mit weitreichenden Privilegien ausgestattet. Dies führte zu neuen sozialen Differenzierungen und einer zunehmenden Stratifizierung der Gesellschaft (Kirschbaum 1995, 40–44).

In dieser Epoche war die Legitimation von Machtverhältnissen sowohl innerhalb religiöser Systeme als auch zwischen Adelsdynastien von zentraler Bedeutung. Die Handlungsspielräume der Unterworfenen waren stark eingeschränkt. Die Mechanismen der Herrschaft zeigen sich in den Praktiken und Konflikten zweier dominanter Weltsysteme, die um politischen Einfluss und symbolische Macht rangen. Wie Eriksen betont, bestand „the general function of religion [...] in its ability to create solidarity and a sense of community, and to legitimate power differences“ (Eriksen 2015, 95). Machtkämpfe und ideologische Strategien hatten tiefgreifende Auswirkungen auf gesellschaftliche Ordnungen, die bis in die Gegenwart nachwirken. Sprache, Religion, Mechanismen der Ein- und Ausgrenzung sowie politische Entscheidungen waren zentrale Instrumente der Herrschaftssicherung.

3.3.3 Systeme der Legitimation: Religion und Adel

Das Mittelalter war durch die Entstehung und Konsolidierung von zwei zentralen Strukturen gekennzeichnet, die Benedict Anderson als „zwei kulturelle Systeme“ bezeichnet. Diese Systeme wurden von zwei Hauptakteuren verkörpert: den religiösen Autoritäten auf der einen Seite und den adeligen Herrschern auf der anderen. Die Legitimität der Herrscher stützte sich fast ausschließlich auf die enorme Autorität und symbolische Macht der Religion. Das religiöse und das dynastisch-aristokratische System bildeten zusammen die Grundlage der damaligen Gesellschaftsordnung und bestimmten maßgeblich die Weltanschauung und die soziale Struktur der Epoche (Anderson 1996, 20). Die religiöse Legitimierung herrschaftlicher Macht hatte dabei tiefgreifende Auswirkungen auf das Alltagsbewusstsein und die sozialen Wahrnehmungsmuster der Menschen im frühmittelalterlichen Mitteleuropa.

Dynastische Herrschaftssysteme Europas waren im Mittelalter keineswegs einem geschlossenen Gebilde ähnlich. Vielmehr war diese Machtstruktur durch territoriale Zersplitterung gekennzeichnet. Der Begriff des „Patchworks“, wie ihn Komlosy (2018, 29) verwendet, beschreibt diesen territorialen Zustand. Adelsherrschaften waren keine zusammenhängenden Staatsgebilde im modernen Sinne, sondern ein Mosaik aus aufgeteilten Territorien. Der Besitz von Land bildete die ökonomische Basis jeder politischen Ordnung. Territoriale Expansion diente primär dem Zweck der Ressourcenmobilisierung, etwa durch Steuererhebung, Frondienste oder militärische Rekrutierung. Becker und Odman (in Becker und Komlosy 2004, 76) verweisen darauf, dass der Zugang zu Land nicht nur wirtschaftliche,

sondern auch symbolische Bedeutung hatte. Herrschaft wurde nicht zuletzt durch die Fähigkeit zur Versorgung und Kontrolle von Menschen legitimiert. Je umfangreicher der Grundbesitz, desto größer war die Reichweite sozialer und kultureller Durchsetzungskraft. Darüber hinaus war Europa im Frühmittelalter kulturell stark vom sogenannten Großen Orient beeinflusst. Produkte und Ideen aus Vorderasien, Nordafrika und dem Byzantinischen Reich fanden ihren Weg über Handelsrouten nach Mitteleuropa, wo sie lokale Lebensweisen, Ernährungsgewohnheiten und auch religiöse Praktiken beeinflussten (Butze 1962, 92). Diese Verflechtung verdeutlicht die zentrale Rolle transkultureller Austauschprozesse in einer Epoche, die allzu oft als kulturell rückständig charakterisiert wird.

Ungleich verteilte Machtverhältnisse sind ein zentrales Thema, insbesondere im Hinblick auf ethnische Gruppen, die innerhalb größerer Machtgefüge leben. Der Verlust slawischer Fürstentümer im Mittelalter hinterließ im hier untersuchten Raum ein strukturelles Repräsentationsdefizit. Es entstanden keine stabilen, politisch legitimierten slawischen Nachfolgeherrschaften, die als Träger kollektiver Interessen auftreten konnten. Die verbliebenen Eliten wurden teils unter Druck, teils aus Opportunität an das ungarische Herrschafts- und Verwaltungssystem angepasst. Dieser Zustand wird mit dem Begriff „Powerlessness“ bezeichnet. Es handelt sich dabei um eine strukturelle Form politischer Machtlosigkeit. Gesellschaftliche Gruppen, denen Ressourcen, institutionelle Strukturen oder effektive Kommunikationsmöglichkeiten fehlen, geraten besonders stark in Abhängigkeit von dominanten Akteuren. Diese Wirklichkeit erscheint dabei nicht ausschließlich als Folge äußerer Repression, sondern ebenso als Ausdruck eingeschränkter Handlungsspielräume innerhalb komplexer Machtgefüge (Eriksen 2015, 196–197).

Während das Mittelalter durch eine enge Verflechtung von religiöser und dynastisch-aristokratischer Macht sowie durch territoriale Fragmentierung gekennzeichnet war, verlagerte sich das politische und soziale Kräfteverhältnis in der frühen Neuzeit hin zu zentralisierten Verwaltungssystemen. Die Heiratspolitik im Habsburgerreich führte zunehmend dazu, dass die Grenzen Österreich-Ungarns feste lineare Strukturen annahmen. Für slawische Minderheiten erwies sich die Führung Österreichs als wünschenswerte Konstellation. Das Beispiel der slowakischen Minderheit zeigt deutlich, dass diese weiterhin unter der Monarchie, jedoch nicht unter dem ungarischen Zentralismus bestehen wollte.

3.4 Schweres Leben

Das Jahr 1790 markierte für die slawischen Minderheiten im Königreich Ungarn einen Wendepunkt der Sprach- und Kulturpolitik. Die Fragen der sprachlichen Gleichstellung traten mit neuer Intensität in den Vordergrund. In diesem Jahr wurde Ungarisch offiziell zur Amtssprache des gesamten Königreichs Ungarn erklärt. Diese Maßnahme leitete eine systematische sprachliche und kulturelle Benachteiligung der nicht-ungarischen Ethnien ein. Exemplarisch lässt sich dies an der Biografie des slowakischen Schriftstellers Ján Kalinčiak (1822–1871) zeigen in welcher er sich an seine Schulzeit erinnert: Der schulische Alltag war geprägt von der Dominanz des Lateinischen, das kaum jemand verstand, und dessen Grammatik als besonders belastend empfunden wurde.

„Kalinčiaks“ Geburtsort „Levoča“ liegt im Nordosten der Slowakei. Hier war die slowakische Sprache deutlich sichtbarer als in der westlich gelegenen Stadt Poszony oder Preßburg (das heutige Bratislava). Im Erwachsenenalter engagierte er sich in der Gruppe der sogenannten Štúrovci, die sich, auf romantischer Grundlage, für die slawische Einheit einsetzten. Er verfasste seine Schriften in der slowakischen Sprache und trug somit in signifikanter Weise zur Stärkung des slowakischen Nationalbewusstseins bei. Sein Vater äußerte jedoch bereits in einer frühen Phase die Befürchtung, dass die eindeutige Zugehörigkeit seines Sohnes zur slowakischen Bewegung dessen gesellschaftliche und berufliche Möglichkeiten einschränken könnte.

„Meinem um meine Zukunft besorgten Vater gefiel das gar nicht; er warf mir oft vor, dass aus mir nicht einmal ein Hajdúch⁵ werden würde. Umso mehr beharrte ich, aus mir unerklärlichen Gründen, auf meiner eigenen Überzeugung, im Gegensatz zur Meinung meines Vaters, der es doch nur gut meinte und mir das Leben erleichtern wollte. Denn im damaligen Ungarn waren Verfolgungen von Schülern, die sich offen zur slowakischen Zugehörigkeit bekannten, nichts Ungewöhnliches“ ⁶(Turcerová-Devečková 2024, 23–24).

⁵ Ursprünglich (im 16.–17. Jh.) bezeichnete es Fußsoldaten in den ungarischen Gebieten der Habsburgermonarchie.

⁶ Auf slowakisch: „O moju budúcnosť starostlivému otcovi sa to veľmi nepáčilo, i neraz mi na oči vyhadzoval, že zo mňa nebude ani len hajdúch. Tým viac, že neznám prečo, som stál na svojom oproti mienke otcovej, ktorý pritom len dobre chcel, totiž šťastie synovi uľahčiť, bo v Uhorsku v tom čase i oproti žiačikom, akonáhle sa za slovenskosť prehlásili, križové ťaženia nič nového nebolo.“

In einem Akt symbolischer Resilienz und kultureller Mehrsprachigkeit betete er sein tägliches Gebet in fünf Sprachen: Griechisch, Latein, Deutsch, Ungarisch und Slowakisch (Turcerová-Devecková 2024, 23–24). Gleichzeitig artikulierte Kalinčiak seine Abneigung gegenüber dem Lateinischen, das für breite Bevölkerungsteile insbesondere für Schülerinnen und Schüler der unteren Jahrgänge kaum zugänglich war, gleichwohl jedoch als verpflichtende Unterrichts- und Verwaltungssprache galt.

Diesbezüglich wird schon lange diskutiert, ob die Einführung des Lateinischen nach dem Zerfall des Römischen Reiches in die nördlich der Donau gelegenen Gebiete für die nachfolgenden Generationen weitgehend unverständlich blieb und die damaligen Verordnungen primär den Eliten dienten, indem sie deren politische Herrschaftsstrukturen absicherten.

Angesichts fortschreitender politischer und kultureller Marginalisierung versuchten Vertreter der slowakischen Elite ihre Anliegen zur Geltung zu bringen vornehmlich mittels Petitionen und schriftlicher Eingaben an den Wiener Kaiserhof. Die Märzgesetze von 1848 ermöglichten Ungarn die Errichtung einer konstitutionellen Monarchie mit eigener Regierung, was erhebliche Konsequenzen für die slowakischen Gruppen nach sich zog. Diese sahen sich ab diesem Moment einer existenziellen Bedrohung ausgesetzt. Vor diesem Hintergrund erkannten die slowakischen Eliten die Notwendigkeit, Maßnahmen zur Sicherung ihrer kulturellen und politischen Unabhängigkeit zu ergreifen, um das Fortbestehen ihrer Gemeinschaft zu gewährleisten (Turcerová-Devecková 2024, 157). In dieser historischen Situation eröffneten sich für die slowakische Bevölkerung zwei grundlegende Möglichkeiten des politischen Handelns. Entweder suchten sie den direkten Kontakt zum Kaiser in Wien, oder sie versuchten, ihre Interessen durch eigenständigen Widerstand zur Geltung zu bringen. Im Verlauf der Doppelmonarchie manifestierte sich eine bemerkenswerte Loyalität der slowakischen Eliten gegenüber dem österreichischen Hof. Diese Loyalität basierte auch auf den wiederholten Beteuerungen des Kaisers, sämtliche Völker und ethnische Gruppen des Vielvölkerreiches mit Respekt zu behandeln. Gleichwohl blieben die offiziellen Versprechen von Gleichheit der Nationalitäten in weiten Teilen Rhetorik und fanden nur selten eine adäquate Umsetzung in der politischen Realität. (Turcerová-Devecková 2024, 173–175).

Die Thronübernahme Franz Josephs im Dezember 1848 vollzog sich unter äußerst schwierigen Bedingungen. Die anhaltenden revolutionären Unruhen in den Habsburgischen Erbländern kennzeichneten die politische Lage und stellten den Monarchen unmittelbar vor große

Herausforderungen (Turcerová-Devecková 2024, 157). Der österreichische Hof versuchte zunächst, die im Zuge der Märzrevolution 1848 gewährten konstitutionellen Rechte Ungarns rückgängig zu machen. Diese politische Rücknahme wurde jedoch von der ungarischen Seite mit Ablehnung beantwortet. Das entsprechende Schreiben von Kaiser Ferdinand I. wurde symbolisch verbrannt. Diese Reaktion markierte nicht nur eine politische Eskalation, sondern führte das Habsburgerreich in eine tiefgreifende Krise.

Für die slowakische Bevölkerung bedeutete diese Entwicklung eine weitere Verschärfung ihrer ohnehin prekären Lage. Obwohl sie integraler Bestandteil der Habsburgermonarchie waren, einer Monarchie, die sich offiziell zur ethnischen Vielfalt bekannte und dieser gegenüber zumindest formal eine Haltung der Toleranz einnahm, litten sie zunehmend unter den hegemonialen Ansprüchen der ungarischen Politik im 19. Jahrhundert. Die Entscheidung, Ungarn eine weitgehende politische Eigenständigkeit zu gewähren, hatte zur Folge, dass andere nicht-ungarische Ethnien, insbesondere die dort ansässigen slowakischen Familien, strukturell benachteiligt wurden. In diesem Kontext verloren viele slowakische Gemeinden nicht nur politische Mitbestimmung, sondern auch kulturelle Sichtbarkeit. Damit stellte die ungarische Eigenstaatlichkeit für die slowakische Bevölkerung nicht eine Phase der politischen Emanzipation, sondern vielmehr eine Zeit des wachsenden kulturellen Drucks und der strukturellen Ausgrenzung dar (Turcerová-Devecková 2024, 160–163).

3.5 Verruchte Kriege

Die politische Position Ungarns innerhalb der europäischen Machtstruktur schien sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts vorläufig geklärt zu haben, doch die vorherige Revolution erwies sich als Vorbote weiterer Konflikte. Diese waren nicht nur von Forderungen einzelner ethnischer Gruppen nach liberalen Bürgerrechten geprägt, sondern in der ersten Linie von den wirtschaftlichen und machtpolitischen Interessen westeuropäischer Länder. Um 1900 hatten die Industrialisierung und neue Kommunikationsmittel wie der Telegraf ein engmaschiges Netz in Europa geschaffen, das effiziente Handelsbeziehungen ermöglichte. Der Handel war charakterisiert durch den Wettbewerb zwischen Ländern wie Frankreich, Großbritannien, Russland, Deutschland und Italien. Nach ihrem Sieg über Spanien im Jahr 1898 schlossen sich auch die USA dem Wettstreit an. Politisch gesehen waren fast alle Staaten Monarchien; nur die Schweiz, Frankreich und Portugal waren Republiken (Raphael 2011, 19–28).

Der Erste Weltkrieg bedeutete dann für die slawischen Gruppen innerhalb Österreich-Ungarns eine tiefgreifende Desillusionierung hinsichtlich ihrer Erwartungen an den Erhalt und die Förderung ihrer kulturellen, sprachlichen und politischen Freiheiten. Der Krieg ging von Berlin aus, und Österreich-Ungarn sah keinen anderen Handlungsspielraum, als sich diesem politischen und militärischen Druck anzuschließen. Deutschland hatte einen schnellen Krieg vorgesehen, doch stattdessen entwickelte sich ein verlustreicher und langwieriger Konflikt. Insgesamt wurden etwa 9 Millionen Männer in der Habsburgermonarchie mobilisiert. Von diesen Soldaten verloren über 1,1 Millionen im Verlauf des Ersten Weltkriegs ihr Leben (Hronský 2008, 32). Frankreich und Großbritannien traten in den Krieg ein, weil Deutschland das neutrale Belgien am 4. August 1914 angegriffen hatte. Russland griff ebenfalls früh in den Krieg ein, woraufhin Deutschland Russland den Krieg erklärte (Raphael 2011, 38).

Der ideologische Hintergrund des Krieges, vor allem der Nationalismus, förderte weiterhin den Chauvinismus in allen europäischen Ländern. Die Ungarn standen ohnehin den Slawen und Russland feindlich gegenüber, nicht zuletzt, weil Russland 1849 die ungarische Revolution niedergeschlagen hatte. Auch die deutschsprachigen Gruppen in Österreich-Ungarn waren stark vom deutschen Nationalismus geprägt. Für die slawischen Gruppen in der untersuchten Region war der Krieg in besonderer Weise ambivalent und schwierig einzuordnen. Die Autorität der Monarchie manifestierte sich darin, dass die slowakisch-sprachigen Soldaten keinerlei Widerstand leisteten, als sie zur Einberufung an die Front herangezogen wurden. Dieses Verhalten verweist auf ein über Jahre gewachsenes Loyalitätsverhältnis gegenüber der Habsburger Monarchie. Über Jahre hatten sie ein ausgeprägtes Zugehörigkeitsgefühl für den Kaiser und die Monarchie ausgebildet, welches ihre gesellschaftliche Stellung innerhalb des Habsburgerreiches bis dahin weitgehend stabilisiert und legitimiert hat (Kováč 2008, 18–19). Ein Symbol für diese Verbundenheit war ein Kranz der slowakischen Eliten bei der Beisetzung von Franz Ferdinand. Er war mit einem Band in den Farben Weiß-Blau-Rot geschmückt und trug die Aufschrift: „In großen Hoffnungen, auf den ersehnten starken Schutz, tieftrauernde Slowaken“⁷ (Kováč 2008, 16).

Zu Beginn des Krieges wurden slowakische Männer für den Dienst in der Armee in der Alterskategorie zwischen 21 und 31 Jahren eingezogen. Als jedoch deutlich wurde, dass es sich nicht um einen schnellen Krieg handelte, erfolgte die Rekrutierung zunehmend auch von 18- bis 20-jährigen sowie Männern bis zum Alter von 50 Jahren. Die Zuweisung der jeweiligen

⁷ aus dem slowakischen übersetzt: „Veľkej nádeji, očakávanej silnej zášтите, hlbokoskormútení Slováci.“

Positionen innerhalb der Armee orientierte sich an sozialen Parametern wie Status, Ausbildung, Bildungsabschluss, sozialem Hintergrund sowie der deklarierten Loyalität gegenüber der Monarchie. Männer, die sich der slowakischen ethnischen Gruppe zugehörig fühlten, erhielten in der Regel keinen Zugang zu privilegierten Funktionen oder Offiziersrängen. Sie dienten überwiegend als einfache Mannschaftssoldaten ohne Aufstiegsmöglichkeiten (Jakešová. 2008, 162–163).

Im Laufe des Krieges änderte sich aber das Zugehörigkeitsgefühls der slowakischen Soldaten zur österreichischen Monarchie. Bereits gegen Ende des Jahres 1914 waren die slowakisch-sprechenden Soldaten der österreichisch-ungarischen Monarchie in weiten Teilen nicht mehr vom Sinn des Krieges überzeugt (Dudeková and Mannová 2008, 185). Nachdem die Bolschewiki am 7. November 1917 die Macht in Russland übernommen hatten, wurden Friedensverhandlungen mit dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn aufgenommen. Österreich-Ungarn war durch die jahrelangen Kampfhandlungen wirtschaftlich und gesellschaftlich vollkommen erschöpft. Die Verhandlungsposition beim Frieden von Brest-Litowsk des damaligen Außenministers Ottokar Czernin war dementsprechend äußerst schwach. Deutschland hingegen setzte zunächst auf eine militärische Fortsetzung des Konflikts mit den russischen Bolschewiki, um strategische Gebiete zu sichern und seine ökonomische Position zu behaupten. Am 3. März 1918 wurden Russland verschärfte Friedensbedingungen gestellt, die letztlich akzeptiert wurden. Im Ergebnis verlor Russland die Kontrolle über Polen, Litauen, Livland, Kurland und Estland.

Nach dem Ende des Krieges wurde auf Grundlage der Entscheidungen der alliierten Siegermächte, insbesondere Großbritanniens und Frankreichs, die Tschechoslowakei gebildet. Viele Industriebetriebe der ehemaligen Habsburgermonarchie lagen nun auf dem Gebiet dieses neu entstandenen Staates. Die damit verbundenen rechtlichen und wirtschaftlichen Maßnahmen zielten nicht nur auf die Schaffung nationaler Strukturen und die Schwächung der bisherigen österreichischen und ungarischen Eigentümer. Sie eröffneten zugleich erhebliche Spielräume für britische und französische Unternehmen und Investoren, die ein wirtschaftliches Eigeninteresse verfolgten und sich in der Region neue Absatzmärkte und Einflusszonen sicherten. Diese Neuordnung war daher auch von machtpolitischen und ökonomischen Motiven geprägt, die auf die langfristige Sicherung westeuropäischer ökonomischer Dominanz abzielten (Hofbauer und Noack 2012, 36). Die Bestrebungen, Österreich und Deutschland zu vereinigen, wurden von Frankreich nicht akzeptiert. Vorrangig ging es darum, die Macht der besiegten Staaten zu schwächen (Raphael 2011, 71).

Die politischen Leitideen und Ideologien der Zwischenkriegszeit waren maßgeblich durch den Versuch geprägt, gemeinsame kulturelle Merkmale zu identifizieren und diese gegen äußere wie innere Bedrohungen zu verteidigen. Dieses Streben nach kultureller Homogenität zeigte sich nicht nur in Mittel- und Osteuropa, sondern ebenso in den westeuropäischen Staaten. Bereits im 19. Jahrhundert hatte sich diese Entwicklung durchgesetzt und im Ersten Weltkrieg eine deutliche Intensivierung erfahren (Raphael 2001, 115). Die tiefgreifenden territorialen und politischen Umwälzungen nach dem Krieg führten zu umfassenden Veränderungen hinsichtlich Grenzziehungen, Bevölkerungszusammensetzungen und Staatsbürgerschaften. Ein wesentliches Instrument zur Regulierung dieser Umbrüche war die Einführung von Minderheitsrechten, die den Schutz sprachlicher, kultureller und religiöser Gruppen sichern sollten. Auf der Pariser Friedenskonferenz wurde der Minderheitenschutz intensiv diskutiert. Während ein Teil der westlichen Diplomaten und Experten angesichts der komplexen Konfliktlagen für Auswanderungsregelungen in die jeweiligen „Heimatstaaten“ plädierte, setzte sich letztlich die Position durch, Minderheitsrechte rechtlich zu verankern. Trotz des Widerstands insbesondere Frankreichs wurde mit Unterstützung Großbritanniens und der USA, die Anerkennung von Minderheitenrechten zu einer zentralen Voraussetzung für die internationale Anerkennung der neuen Staaten (Raphael 2001, 118). Die zugesicherten Rechte umfassten die Gleichstellung aller Bürger unabhängig von ethnischer oder religiöser Zugehörigkeit, die Garantie gleicher Bürgerrechte, religiöse Freiheit, sprachliche und kulturelle Autonomie, Zugang zu staatlichen Institutionen sowie das Recht auf muttersprachlichen Unterricht. Diese Regelungen wurden in nahezu allen Staaten Osteuropas, auf dem Balkan, in Polen, der Slowakei, im Deutschen Reich, in Österreich und in Ungarn eingeführt. Insgesamt waren rund 25 Millionen Menschen in Ost- und Südosteuropa sowie etwa acht Millionen in West- und Nordeuropa von diesen Bestimmungen betroffen (Raphael 2001, 118).

Trotz ihres normativen Anspruchs erwiesen sich die Minderheitenrechte in der Praxis jedoch vielfach als ambivalent. Während sie formell den Schutz kultureller und sprachlicher Vielfalt gewährleisten sollten, führten sie in vielen Regionen zu politischen Spannungen und zu massiven Vertreibungen. Der Minderheitenschutz wurde somit zugleich zu einem Instrument nationalstaatlicher Homogenisierungsstrategien und zu einem Kristallisationspunkt von Konflikten. Gerade im Kontext der territorialen Neuordnungen nach dem Ersten Weltkrieg zeigte sich, wie eng Fragen von Minderheitenschutz, Grenzziehung und nationaler Identität miteinander verwoben waren. Die Donau spielte praktisch in allen historischen Grenzziehungen eine zentrale Rolle, sei es in der Zeit vor unserer Zeitrechnung, in der Antike, im späten Mittelalter oder in den Entscheidungsprozessen nach dem Ersten Weltkrieg. (Horvath

und Rakos 1977, 10–11). Anhand des Beispiels von Bratislava/Preßburg/Poszony lässt sich verdeutlichen, wie historische Grenzziehungen, politische Machtinteressen und ethnische Zugehörigkeiten miteinander kollidierten.

Während die Siegermächte unter Rückgriff auf das Wilsonsche Selbstbestimmungsprinzip die Eingliederung in die Tschechoslowakei legitimierten, erlebte die ungarische Seite diesen Verlust als einschneidenden Bruch ihrer historischen Ordnungsvorstellungen (Horváth und Rákos 1977, 127–129).

„Der furchtbare Ernst der Zeiten ist nun auch über Pozsony hereingebrochen. Immer mehr wird es uns zur Gewissheit, dass es die Tschechen auf unsere Vaterstadt abgesehen haben. Zuerst verlangen sie Poszony als ehemalige slawische Siedlung, dann sollte Poszony der Sitz einer neu zu gründenden slowakischen Universität werden und nun wollen die Tschechen in kluger Berechnung den Slowaken eine Art von Autonomie innerhalb des tschechoslowakischen Staates geben und Poszony soll die Hauptstadt des slowakischen Teiles dieses Staates werden...Bei der Unerkenntnis [sic], in welcher sich Wilson über unsere ethnographischen und kulturellen Verhältnisse befindet, wird es den Tschechen ein leichtes sein ihn glauben zu machen, dass die Slowaken tatsächlich ein tschechisches Volk sind und in den tschechoslowakischen Staat eingefügt werden müssen“⁸ (Horváth und Rákos 1977, 81).

Die Diskussion über die Grenzziehung und die Bildung neuer Staaten war äußerst kontrovers. Letztendlich trafen Großbritannien und Frankreich die entscheidenden Beschlüsse. Die Slowaken gerieten dadurch erneut unter einen ausgeprägten Zentralismus, diesmal unter die Vorherrschaft der Tschechen (Horvath und Rakos 1977, 81). Der Zusammenschluss Österreichs mit Deutschland ist aufgrund der Friedensverträge von Versailles und Saint-Germain nicht zustande gekommen. Das Land stand in der Monarchie in enger Kooperation mit der Industrie in Böhmen und der Agrarwirtschaft in Ungarn. Die vielen Beamten in dem stark verkleinerten Staatsgebiet stellten ein großes Problem dar (Vocelka 2002, 276).

Die Neuzeit, insbesondere das 19. Jahrhundert, ist geprägt von der zunehmenden Bedeutung nationaler Identitäten. In diesem Kontext gewinnt die Vorstellung der Grenze als kulturell, politisch und territorial konstruierte Kategorie erheblich an Bedeutung. Grenzziehungen werden nicht nur zu administrativen Maßnahmen, sondern manifestieren sich als zentrale

⁸ Stefan von Fodor 26. Oktober 1918 in Pressburger Zeitung Nr. 294

Ausdrucksformen nationalistischer Ideologien und staatlicher Souveränität. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts werden Grenzen zunehmend als notwendige Mittel zur Herstellung und Sicherung nationaler Ordnung legitimiert. Die politische und kulturelle Stärke der westeuropäischen Nationen, wie sie sich im Zuge der Aufklärung herausgebildet hat, wurzelt in den komplexen Macht- und Religionsverhältnissen des europäischen Mittelalters. In diesem Spannungsfeld des traf die Weltwirtschaftskrise auf ein politisch labiles Europa und verschärfte die bestehenden gesellschaftlichen und ökonomischen Spannungen erheblich. Die Weltwirtschaftskrise erreichte in den Jahren 1931 und 1932 ihren Höhepunkt. Sie führte zu Verarmung und Konflikten auf allen Ebenen innerhalb der neu entstandenen Staaten. Gleichzeitig formierten sich bereits ab den 1920er Jahren neue politische Bewegungen faschistischer und kommunistischer Ausrichtung, die insbesondere in der Phase der Wirtschaftskrise mit den einhergehenden massenhaften katastrophalen Lebensbedingungen zahlreiche neue Anhänger gewannen (Raphael 2011, 180–181).

Die Politik des Dritten Reichs nach dem Machtantritt Hitlers zeigte sich darin, dass es sich möglichst rasch mit Staaten wie Österreich und der Slowakei verband, die nach dem Ersten Weltkrieg wirtschaftlich und sozial stark benachteiligt waren. Die Slowakei wartete nach mehr als tausend Jahren ungarischer Zentralisierung auf den Moment eines eigenständigen Staates. Vor diesem Hintergrund ergab sich eine Zusammenarbeit mit dem nationalsozialistischen Deutschland. Ein verhängnisvoller Pakt, dessen Tragweite vielfach erst im Nachhinein erkannt wurde. Österreich wurde am 12. März 1938 Teil des Deutschen Reichs, während die Slowakei am 14. März 1939 zum ersten Mal seit dem Mittelalter ein unabhängiger Staat wurde. Die Slowakei schloss damit einen Pakt, welcher die lang ersehnte Unabhängigkeit gegen die Unterstützung der menschenverachtenden Politik Hitlers eintauschte. Der katholische Parteichef und während des NS-Regimes amtierende slowakische Präsident Jozef Tiso (1887–1947) rechtfertigte seine antisemitischen Maßnahmen einerseits gegenüber der Öffentlichkeit mit religiöser Ideologie. Andererseits erklärte er die Zusammenarbeit mit Deutschland als den einzigen Weg, sich gegenüber den Tschechen und den Ungarn zu behaupten. Bei den Einzelfällen Angehöriger der slowakischen jüdischen Bevölkerung, für die er Schutzzertifikate unterzeichnete, lässt sich nicht eindeutig feststellen, aus welcher Motivation heraus er gehandelt hat. Ob diese Maßnahmen politischen Zwecken dienten, aus persönlichem Mitleid erfolgten oder eine spätere Ablehnung des NS-Regimes widerspiegeln, bleibt unklar (Kubátová 2025, 6–13).

“In the twentieth century, millions of people lost their lives violently either in the support of existing nations or in the attempt to establish new ones...”(Lewellen 2003, 171). Die Verschiebungen der deutschen und ungarischen Bevölkerung sowie die Enteignungen wurden durch die Alliierten in der Potsdamer Konferenz als Beneš Dekrete rechtlich verankert. Von den ursprünglich als “geordnet und human” bezeichneten Umsiedlungen entwickelten sich jedoch gewaltsame Massenvertreibungen, die im Zeichen erneuter Staatsbildung und eines Nationalismus standen, der auf die Schaffung homogener Bevölkerungsgruppen abzielte.

Über die erneuten politischen Grenzziehungen und die Zukunft der europäischen Länder entschieden nach dem Krieg vor allem die USA und die UdSSR, und zwar auf Basis zweier völlig gegensätzlicher Modelle von Staatlichkeit. Russland unter Stalin stellte die USA als Kriegstreiber dar und sich selbst als ein Land, das ausschließlich dem Frieden verpflichtet sei. Das Gegenmodell war die demokratische Ordnung der USA, die sich klar gegen Kommunismus und Rechtsextremismus abgrenzte. Im Unterschied zum Ersten Weltkrieg engagierten sich die USA nach dem Zweiten Weltkrieg aktiv in der europäischen Nachkriegsordnung. In Europa wurden französische und amerikanische Kulturvereine gegründet, Zeitungen und Rundfunksender, wie zum Beispiel Radio Freies Europa, etabliert. Es entstanden die Konnotationen, die sich später zu den politischen Begriffen „Osten“ und „Westen“ entwickelten. Ab dem Jahr 1947 verfolgten die USA in Europa die Politik des Containments, die darauf abzielte, die Ausbreitung des sowjetischen Stalinismus einzudämmen. In diesem Jahr wurde auch der Marshall-Plan vorgestellt.

3.6 Demokratie und Kommunismus

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurde die Slowakei erneut in die Tschechoslowakei eingegliedert. Zunächst schien sich hier ein Modell politischer Koexistenz herauszubilden, da liberaldemokratische Kräfte und die Kommunistische Partei unmittelbar nach Kriegsende eine gemeinsame Koalition bildeten. Diese Konstellation vermittelte vielen Menschen den Eindruck, dass ein pluralistisches Miteinander und die Wiederherstellung nationaler Einheit möglich seien.

1943 hatte die im Exil agierende tschechoslowakische Regierung sowohl in Moskau als auch in London ihre Rückkehr vorbereitet und einen Beistandspakt mit der Sowjetunion geschlossen.

Diese enge Bindung an die sowjetische Machtpolitik bestimmte die Entwicklungen nach 1945 maßgeblich. Nach ihrer Rückkehr nutzte die Exilregierung das politische Vakuum, um die Weichen für eine zukünftige Machtkonzentration zu stellen.

Im Jahr 1946 fanden die ersten demokratischen Wahlen in der Tschechoslowakei statt, die anfänglich den Eindruck einer pluralistischen politischen Kultur erweckten. Doch schon bald setzte ein Prozess ein, in dem die demokratischen Kräfte systematisch ausgeschaltet wurden. Aus kultur- und sozialanthropologischer Sicht lässt sich hier ein Bruch im Selbstverständnis der Gesellschaft beobachten. Während die unmittelbare Nachkriegszeit von Hoffnungen auf politische Vielfalt und gesellschaftliche Erneuerung geprägt war, setzte sich zunehmend eine Atmosphäre der Kontrolle, Anpassung und ideologischen Homogenisierung durch. Eine zentrale Rolle spielte dabei Klement Gottwald, der 1939 ins Moskauer Exil gegangen war. Dort bereitete er gemeinsam mit anderen kommunistischen Funktionären die spätere Machtübernahme vor. Mit der Unterstützung der Sowjetunion gelang es ihm, die politischen Strukturen der Tschechoslowakei Schritt für Schritt unter kommunistische Vorherrschaft zu bringen. Der Machtmonopolisierung fiel auch die letzte parteipolitisch unabhängige Stimme im Kabinett zum Opfer: Außenminister Jan Masaryk, der als Symbol für ein demokratisches Gegengewicht galt, beging 1948 unter bis heute ungeklärten Umständen Selbstmord. Gleichzeitig wurden weitere führende demokratische Persönlichkeiten ihres Amtes enthoben oder zum Rücktritt gezwungen.

Auf gesellschaftlich-kultureller Ebene bedeutete dies den Übergang von einer pluralistischen Ordnung hin zu einer monolithischen, die nicht nur das politische Leben, sondern auch die alltägliche Kultur, öffentliche Erinnerung und individuelle Lebensgestaltung tiefgreifend prägte.

Die Wahlergebnisse zeigten dabei eine starke regionale Differenz: In den tschechischen Landesteilen entfielen rund 40 % der Stimmen auf die Kommunistische Partei (KSČ), gefolgt von der Tschechoslowakischen National-Sozialistischen Partei (ČSNS), später auch „Nationale Sozialisten“ genannt [nicht mit der NSDAP zu verwechseln] mit 24 %, der Tschechoslowakischen Volkspartei (ČSL) , christlich-demokratische Partei, mit 20 % und der Tschechoslowakischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (ČSD) mit 16 %. In der Slowakei hingegen erzielte die Demokratische Partei (DS) etwa 60 %, während die Kommunistische Partei der Slowakei (KSS) 30 %, die Slowakische Volkspartei (SSL) 4 % und die Sozialistische Partei (SP) 3 % erreichten. Die Demokratische Partei (DS) richtete vor der Wahl einen Appell

an die Bevölkerung eine verantwortungsvolle Entscheidung für die Zukunft und Freiheit des Landes zu treffen. Eine Entscheidung, die als grundlegend für die weitere Entwicklung der Slowakei dargestellt wurde. Besonders hervorgehoben wurde die Bedeutung jener Freiheiten, für die die slowakische ethnische Gruppe über einen langen Zeitraum hinweg gekämpft hatte. Hier zwei Abschnitte aus Wahlkampfreden von Vertretern der demokratischen und der kommunistischen Partei:

„Es handelt sich um historische Wahlen, die darüber entscheiden, wie unser Staat aussehen wird und wie unser zukünftiges Leben gestaltet sein wird. Das Parlament, das Sie in diesen Wahlen wählen, wird eine neue Verfassung unserer Republik ausarbeiten, die den Grundstein für alle Bereiche unseres Lebens bilden wird. Wir appellieren an Ihr nationales und christliches Gewissen und Bewusstsein. In Ihren Händen liegt das Schicksal all dessen, worauf die Slowaken über ein Jahrtausend hinweg ihre christliche und nationale Existenz aufgebaut haben. Es geht um den Menschen und seine Bürgerrechte, um die Heiligkeit der Familie, um religiöse Erziehung, um das Privateigentum – es geht um unser freies Leben (Gabčo 2014, 94–95).“

„Im August 1944 erhoben wir uns zum Kampf für die Ehre und Freiheit der slowakischen Nation, für eine neue Tschechoslowakische Republik, für die einmütige Freundschaft aller Slawen, für die ewige Brüderlichkeit mit der Sowjetunion, für die wahre Volksherrschaft in einer neuen Tschechoslowakei. Für diese Ideale kämpften und vergossen die besten Söhne und edelsten Töchter der slowakischen Nation ihr Blut (Gabčo 2014, 94–95).“

Die Wahlkampfreden des Vertreters der Kommunistischen Partei vom 19. Mai 1946 betont die Brüderlichkeit mit der Sowjetunion als Ausdruck einer Ideologie, die mit der politischen Vergangenheit der Slowaken nur wenig gemeinsam hat. Während die Tschechoslowakei unter Zwang Moskaus, aus Angst vor politischen Konsequenzen, den Marshallplan ablehnte, schlossen sich die westlichen Länder dem Wiederaufbauprogramm an. Stalin hatte unmissverständlich klargemacht, dass die Teilnahme an der Marshallplan-Konferenz in Paris (12. bis 15. Juli 1947) schwerwiegende negative Folgen für das Land haben würde. Ab diesem Zeitpunkt trennten sich die möglichen gemeinsamen politischen und kulturellen Wege der Slowakei und Österreichs für mehr als vier Jahrzehnte. Ab diesem Zeitpunkt schlugen die Slowakei und Österreich Wege mit völlig unterschiedlichen Wertesystemen und Ideologien ein.

Der starke politische Einfluss der Sowjetunion auf die Tschechoslowakei wird besonders im internationalen Kontext sichtbar. Nach dem Zweiten Weltkrieg erhielt die kommunistische Partei bei der Wahl in Frankreich etwa 28 % der Stimmen. In Italien war es ähnlich. Trotzdem durfte die Kommunistische Partei auch auf Druck der USA, nicht in der Regierung bleiben. In den westeuropäischen Ländern setzte sich der Kommunismus insgesamt nicht durch, obwohl sie mancherorts ähnlich stark waren wie in der Slowakei. Die USA stützten nichtkommunistische Regierungen und Kommunisten wurden aus Koalitionen ausgeschlossen. In der Tschechoslowakei dagegen hielten die Kommunisten wichtige Sicherheitsressorts, standen unter sowjetischem Einfluss und konnten im Februar 1948 die Macht übernehmen auch wenn sie in der Slowakei selbst weniger Unterstützung hatten (Schriffl 2012, 77–80).

Nach der fragwürdigen Machtübernahme der kommunistischen Partei in der Tschechoslowakei versuchten zahlreiche ehemalige politische Gegner und auch viele andere Personen, das Land zu verlassen. In diesem Kontext wurde die Staatsgrenze nicht nur als territoriale Linie relevant, sondern erhielt eine tiefgreifende soziale und symbolische Bedeutung. Die Grenze zwischen der nun kommunistisch geprägten Tschechoslowakei und dem demokratischen Österreich wurde Teil des Eisernen Vorhangs und verkörperte eine scharfe Trennlinie zwischen zwei gegensätzlichen politischen Systemen. Die starre Grenzziehung beeinflusste Mobilität, familiäre Beziehungen, Kommunikationsräume und Identitätsvorstellungen. Der ehemals durchlässige Raum entlang der March wurde zu einem militarisierten Ort der Trennung.

Während die Slowakei mit den Folgen eines totalitären Regimes zu kämpfen hatte, wurden viele Länder Westeuropas seit der Annahme des Marshallplans zunehmend vom amerikanischen Einfluss und Lebensstil geprägt. In den 1950er- und 1960er-Jahren wurden die sozialen, religiösen und ökonomischen Verhältnisse deutlich verändert. Traditionelle Werte wie Gehorsam, Selbstlosigkeit und Geduld wurden zunehmend verdrängt. Das westliche und industrialisierte Europa schlug den Weg eines demokratischen Systems ein, was zu einer wachsenden Bereitschaft führte, Verantwortung zu übernehmen und eine moderne Denkweise zu akzeptieren. In Österreich konnte die Demokratie nicht einfach zurückkehren, sondern musste mühsam wiederaufgebaut werden. Sie musste sich schrittweise herausbilden, und die Bevölkerung benötigte Zeit, um sich mit dem neuen System zu identifizieren. Im Jahr 1950 waren die Unterschiede zwischen den westlichen Ländern und denen im Osten Europas bereits sehr groß. Österreich zählte zu den industrialisierten Staaten des Westens, während die Slowakei zur wirtschaftlich peripheren Region gehörte, in der etwa 60 % der Menschen in der Landwirtschaft beschäftigt waren (Kaelble 2011, 21–59).

In vielen westlichen Gesellschaften entwickelte sich in den Nachkriegsjahrzehnten eine Massenkonsumkultur nach amerikanischem Vorbild. Diese tiefgreifende kulturelle Veränderung beeinflusste auch die familiären Strukturen: Traditionelle Rollenmuster wurden zunehmend hinterfragt, individuelle Selbstverwirklichung rückte stärker in den Vordergrund. In diesem Kontext gewannen u.a. auch Entscheidungen für eine Ehescheidung an gesellschaftlicher Akzeptanz, was auf einen deutlichen Wandel im Verständnis von Partnerschaft, Verantwortung und persönlicher Freiheit hinweist (Kaelble 2011, 88–89). Seit den 1970er-Jahren wurden in Europa Veränderungen in der Wahrnehmung kultureller und politischer Grenzen sichtbar. Die Globalisierungsprozesse verliehen gesellschaftlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Austauschbeziehungen neue Dynamik und stellten zugleich die Legitimität der kommunistischen Diktaturen zunehmend in Frage. Während die westeuropäischen Industrieländer durch die ökonomischen Krisen von 1979 und 1982 stark belastet waren, spürten die Staaten des kommunistischen Blocks deren Auswirkungen zunächst nur in begrenztem Ausmaß. Gründe dafür lagen in der relativen Abschottung ihrer Planwirtschaften sowie in der geringen Integration in die globalen Märkte in den 1970er Jahren. In den kommunistischen Ländern existierte offiziell keine Arbeitslosigkeit. Stattdessen führte das System häufig zu Formen der Unterbeschäftigung bei denen Arbeitskräfte zwar formal beschäftigt, jedoch nicht entsprechend ihrer Qualifikation oder tatsächlichen Kapazitäten. (Wirsching 2015, 13–19). Der durchschnittliche Lebensstandard der Menschen in diesen Ländern lag weit unter dem der Menschen in den westeuropäischen Ländern.

Thomas Hylland Eriksen schreibt in „Small Places, Large Issues“, angelehnt an Max Weber und marxistische Theorien, dass politische Autoritäten erst durch die Akzeptanz der Bevölkerung legitimiert werden. Erst diese gesellschaftliche Zustimmung ermögliche es, dass Ideologien wirksam in die soziale Realität überführt werden. Ihre konkreten Folgen sind jedoch häufig schwer vorhersehbar. Über Jahrhunderte gewachsene Strukturen politischer Macht prägen moderne Gesellschaften und beeinflussen grundlegende Systeme wie Arbeitsteilung, Rechtssprechung und gesellschaftliche Normen. Eriksen verweist hier auf die „strukturelle Macht“, die durch Normen und Regeln wirksam wird:

„It immediately seems to make sense to talk of ‘systematic’ or ‘structural’ power in many contexts: the obeying of norms and implicit rules may easily be seen as a form of structural power – it is not easy to tell *who* it is that forces me to hold the fork in my left hand and the knife in my right“ (Eriksen 2015, 196)

Eriksen verdeutlicht an einem alltagsnahen Beispiel, dass die erlernten Regeln und entstanden Strukturen nicht immer sichtbar sind und auch nicht zwingend einen klar erkennbaren Ursprung haben. Dennoch folgen Menschen diesen Regeln, selbst wenn ihnen deren Herkunft nicht bewusst ist. Traditionen und Normen sind im alltäglichen Handeln verankert aber übertragen auf politische Entscheidungen zeigt sich jedoch, dass deren Veränderung deutlich komplexer verläuft, da sie eng mit Fragen von Macht und Autorität verbunden sind. Diese Überlegungen lassen sich auf drei zentrale Faktoren zurückführen: Macht, Autorität und Einfluss. Individuelle Entscheidungen sind nur innerhalb des bestehenden Systems möglich (Eriksen 2015, S. 196).

Die Handlungsspielräume der Menschen erscheinen daher oft als Freiheiten, sind jedoch in Wirklichkeit durch gesellschaftliche Strukturen, Normen und Machtverhältnisse begrenzt. Es handelt sich somit eher um relative als um absolute Freiheiten. Die Annahme, dass Menschen ihre Entscheidungen zwar selbst treffen, dabei jedoch von bestehenden Strukturen begrenzt werden, erinnert an historische Anthropologie von Marx. Menschen sind die Akteure der Geschichte, werden jedoch immer in eine bereits bestehende Gesellschaftsordnung hineingeboren. Ähnlich verhält es sich mit politischen Systemen sowie den Diskussionen um Autorität und Macht. Autorität ist schwer zu brechen und Macht nur begrenzt verhandelbar. Menschen kommen bereits in eine bestimmte Machtkonstellation zur Welt und Veränderungen von Machtverhältnissen, geschweige von Autoritätsstrukturen, erweisen sich oft als langwierige Prozesse. Oder, wie Eriksen formuliert: „We choose our actions, but not under circumstances of our own choice“ (Eriksen 2015, 196)

Dies zeigt sich exemplarisch am Fall des Eisernen Vorhangs. Mit seinem Zusammenbruch wurden tiefgreifende politische und gesellschaftliche Umbrüche eingeleitet, die die Bevölkerungen in den betroffenen Ländern vor erhebliche Herausforderungen stellten. Jeder Systemwechsel oder politische Umbruch ist eng mit wirtschaftlicher Unsicherheit und gesellschaftlicher Veränderungen verbunden. Entscheidungen der politischen Autoritäten erscheinen der Bevölkerung dabei oft schwer nachvollziehbar, insbesondere in den Übergangsphasen, die von neuen Strukturen definiert sind.

Das Ende des Kommunismus am 17. November 1989 in der Tschechoslowakei vollzog sich zwar abrupt, war jedoch mit tiefgreifenden sozialen und wirtschaftlichen Umbrüchen für die gesamte Bevölkerung verbunden. Jahrzehnte autoritärer Herrschaft hatten nicht nur die politischen und wirtschaftlichen Strukturen, sondern auch die gesellschaftliche Denk- und Lebensweise geprägt. Mit dem plötzlichen Übergang in ein kapitalistisches System standen die

Menschen vor einer fundamentalen Transformation (Wirsching 2015, 34). Die wachsende soziale Ungleichheit und das Entstehen oligarchischer Strukturen prägten den politischen und wirtschaftlichen Transformationsprozess nach dem Zusammenbruch des Kommunismus in der Tschechoslowakei. Der plötzliche Übergang von einer staatssozialistischen Planwirtschaft zu einem marktwirtschaftlich orientierten System erfolgte weitgehend unvorbereitet. Zahlreiche Privatisierungsmaßnahmen, die ursprünglich der wirtschaftlichen Öffnung dienen sollten, führten stattdessen zur Konzentration von Vermögen und Einfluss in den Händen weniger Akteure. In den darauffolgenden Jahren wurde der Öffentlichkeit sukzessive bewusst, dass zentrale Bestandteile der nationalen Infrastruktur und Wirtschaft in den Besitz privater Einzelpersonen übernommen wurden. Dieser Prozess fungierte als ein wesentlicher Faktor in der Bildung von Vertrauensverlust und politischer Entfremdung großer Teile der Bevölkerung (Wirsching 2015, 53–54).

Während der Regierungszeit des ersten slowakischen Premierministers nach dem Zerfall der Tschechoslowakei im Jahr 1993, Vladimír Mečiar, war der Zugang zur Slowakei für ausländische Investoren beschränkt. Seine Wirtschaftspolitik orientierte sich vorrangig an etablierten Kreditbeziehungen und der Zusammenarbeit mit ausländischen Banken, insbesondere aus Deutschland, Frankreich, Tschechien und Russland. Eine klare Ablehnung galt dem direkten Verkauf slowakischer Unternehmen an ausländische Investoren. Dies führte zu einer spürbaren Distanz gegenüber westlichen Staaten. Diese Haltung wurde international kritisch wahrgenommen und trug zu Mečiar's zunehmender Isolierung gegenüber westlichen Institutionen und Märkten bei (Hofbauer 2007, 166–167). Mečiar's offen ausgerichteter Kurs einer wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit dem Osten stieß in Brüssel und Washington auf Ablehnung. In der Folge wurde sein liberaler Nachfolger Mikuláš Dzurinda von westlichen Akteuren unterstützt und als proeuropäische Führungspersönlichkeit wahrgenommen. Dzurinda leitete umfassende wirtschaftspolitische Reformen ein, darunter eines der härtesten Sparprogramme in der Geschichte der Slowakei. Im Januar 2003 stiegen die Preise für Gas und Elektrizität um 45 %, was zu einem sprunghaften Anstieg der Lebenshaltungskosten führte. Die Inflationsdynamik beschleunigte sich, und viele Haushalte gerieten unter erheblichen finanziellen Druck. Parallel dazu verdoppelte sich die slowakische Auslandsverschuldung. Von rund 11 Milliarden Euro im Jahr 2001 auf etwa 23 Milliarden Euro im Jahr 2006. Während der Regierungszeit Mikuláš Dzurinda's und im Zuge der Vorbereitungen auf den EU-Beitritt musste der Zugang für westliche Investoren offenbleiben. Ein Beispiel dafür ist der Verkauf der slowakischen Bank Slovenská sporiteľňa an die österreichische Erste Bank. Der Verkaufspreis betrug 17 Milliarden Kronen (rund 400 Millionen Euro), wobei der tatsächliche Wertverlust für

die Slowakei auf etwa 21 Milliarden Kronen geschätzt wurde. Die bestehenden Schulden der Bank wurden vom slowakischen Staat übernommen, um den Verkauf an ausländische Investoren, darunter auch italienische Interessenten, für diese möglichst attraktiv und schuldenfrei zu machen (Hofbauer 2007, 170–178).

Während die Slowakei mit der neuen Lebenssituation auf politischer, wirtschaftlicher und sozialer Ebene zu kämpfen hatte, war auch Österreich durch den Zerfall des Eisernen Vorhangs stark betroffen und beeinflusste die Entwicklungen vor allem in der Grenzregion maßgeblich. Nach dem Jahr 1989 kam es zu mehreren Migrationswellen, insbesondere aus dem Gebiet des ehemaligen Jugoslawiens. Auch viele Menschen aus der Slowakei und den anderen Staaten des ehemaligen Warschauer Pakts suchten den Weg nach Österreich, sei es aus politischen, wirtschaftlichen oder sicherheitsbezogenen Gründen.

Österreich war bereits seit dem Jahr 1960 Mitglied der European Free Trade Association (EFTA) und erhielt dadurch frühzeitig Zugang zum europäischen Wirtschaftsraum. Mit dem Beitritt zur Europäischen Union am 1. Jänner 1995 begann für Österreich ein kultureller und politischer Integrationsprozess in den europäischen Raum (Vocelka 2002, 353–354). Dies markierte zugleich auch den Beginn der neuen Phase der offenen Grenzen zwischen europäischen Staaten. Seit den 1990er Jahren, insbesondere durch die EU-Osterweiterung und den slowakischen EU- Beitritt am 1. Mai 2004, entwickelte sich die Grenze zur einer durchlässigen Übergangszone.

3.7 Reflexion

Der umfangreiche Teil dieser Arbeit, der die Geschichte bis hin zu den prähistorischen Gesellschaften zurückverfolgt, bildet einen wichtigen Baustein meiner Masterarbeit. Damit verfolgte ich das Ziel, die frühen Anfänge der Grenzentstehung zwischen Menschen und die Entwicklung territorialer Abgrenzungen nachzuzeichnen. Die Donau fungierte als ein verbindendes Element schon zwischen prähistorischen Gesellschaften. Entlang ihres Verlaufs lassen sich in ganz Europa vergleichbare Muster der Besiedlung beobachten. Eine feste Grenze existierte aber lediglich im Sinne sozialer Abgrenzung zwischen Gruppen. Eine genaue soziale Organisation dieser Gruppen erfordert transdisziplinäre Analyse und weiterführende Forschung. Der Handel spielte jedoch eine zentrale Rolle bei der Entwicklung neuer Lebensweisen. Dies verursachte die ersten symbolischen und sozialen Unterschiede und somit

die Entstehung befestigter Siedlungen. Der wirtschaftliche Aufschwung führte noch vor Beginn unserer Zeitrechnung zur Herausbildung erster Eliten, sichtbar sowohl in ihrer sozialen Abgrenzung als auch in den errichteten steinernen Befestigungen. Grenzen manifestierten sich somit primär entlang sozioökonomischer Statuslinien. Die römischen schriftlichen Überlieferungen teilen den Donauraum in nördliche und südliche Regionen entlang des Limes. Archäologische Funde belegen jedoch trotz der römischen Dichotomie von „zivilisierter Welt“ und „Barbaren“ zahlreiche materielle, architektonische und kulturelle Gemeinsamkeiten zwischen beiden Seiten der Donau. Das römische Verwaltungssystem war in erster Linie auf militärische und wirtschaftliche Kontrolle ausgerichtet. Die Grenzziehung entlang der Donau bewirkte, dass nördlich lebende Gruppen zwar den kulturellen Einfluss aus Rom erfuhren, sich jedoch in eigenständigen Ordnungsmustern weiterentwickelten. Der geopolitische Wandel nach dem Zerfall des Römischen Reiches eröffnete neue Machtkonstellationen. Der Niedergang der römischen Zivilisation führte zur Herausbildung neuer, vor allem religiös geprägter Ordnungssysteme. In diesem Zusammenhang rückten die Gebiete nördlich der Donau in den Fokus und zwar im Rahmen christlicher Missionierung. Während sich westeuropäische Regionen weitgehend konfliktfrei in das neue religiöse System integrierten, verlief der Prozess in den slawischen Gebieten weitaus langsamer und konfliktbeladener. Die Einsetzung slawischer Herrscher erfolgte dort zwar meist auf westliche Initiative hin, doch die darüber hinaus gehende geringe Zusammenarbeit mangelhafte Zusammenarbeit zwischen west- und osteuropäischen Eliten trug wesentlich dazu, dass sich das Gebiet der heutigen Slowakei kulturell und sprachlich eigenständig entwickelte. Der gescheiterte Dialog zwischen dem Papsttum und den slawischen Fürsten führte zu einer sprachlichen Differenzierung. Die Slawen sprachen schon seit langem eine eigene Sprache, auch wenn deren genaue Ausprägung und Entstehungszeit unbekannt ist. Als das Papsttum versuchte, die lateinische Sprache auch in diesen Regionen durchzusetzen, war es historisch betrachtet jedenfalls bereits zu spät. Die unbeantworteten Schreiben der slawischen Herrscher an Rom markieren einen misslungenen Beginn wirtschaftlicher und kultureller Zusammenarbeit. Die Entscheidung, sich religiös dem Osten und Byzanz zuzuwenden, erwies sich als politische Entscheidung infolge unzureichender Zusammenarbeit.

Nach jahrelangen Konflikten über die religiöse Orientierung der Bevölkerung setzte zunächst der slawische Fürst Svätopluk und später auch massiv die Ungarn die Annahme des westlichen Christentums durch. Das Großmährische Reich war unter seinem letzten Herrscher zwar stabil, verfügte jedoch über keinen geeigneten Nachfolger. Die internen Auseinandersetzungen zwischen den Söhnen von Svätopluk führten zum Ende der großmährischen Epoche. Die

nomadischen magyarischen Gruppen nutzten diesen Moment und nahmen das Gebiet in Besitz, eine Vorherrschaft, die nahezu tausend Jahre andauerte. Die slawische Bevölkerung kam so mit einer weiteren sprachlichen Gruppe in Kontakt – der finno-ugrischen Sprachgruppe. Zu Beginn war ihre Präsenz aufgrund der nomadischen Lebensweise für die ansässige slawische Bevölkerung kaum spürbar. Später wurden die magyarischen Reitergruppen christianisiert und in das lateinische Christentum integriert. Unter König Stephan I. (um 1000) entstanden enge kirchliche Bindungen an Rom sowie politische Beziehungen zum Heiligen Römischen Reich, die auch das benachbarte österreichische Herzogtum einschlossen. Dies führte ab etwa 1035 auch zur gezielten deutschen Ansiedlung in Grenzgebieten nördlich der Donau, einschließlich des heutigen Bratislava.

Die slawischen Fürsten wurden schrittweise in die neue Verwaltung eingebunden. Die verbliebenen Eliten des Großmährischen Reiches verschwanden nicht vollständig, sondern passten sich den Strukturen des magyarischen Herrschaftssystems an, auch wenn dies oftmals mit dem Verlust ihrer bisherigen Autonomie verbunden war.

In der Österreichisch-Ungarischen Monarchie wurden die slawischen Gruppen Teil deren politischer Ausrichtung auf einen Vielvölkerstaat. Aber durch die Neuordnung nach 1848 und der verstärkten Autonomie Ungarns wandelte sich diese Situation. Die ungarische Verwaltung entwickelte zunehmend totalitäre Züge. Das Streben der Slowak:innen nach einer stärkeren Orientierung nach Österreich blieb unerfüllt. Der Erste Weltkrieg stellte für viele slowakische Soldaten eine soziale und militärische Ausnahmesituation dar. Sie kämpften im Dienste Österreichs, jedoch aus einer prekären Perspektive, die kaum von kollektiver Identifikation getragen war. Das Ende des Krieges bedeutete schließlich eine tiefgreifende Zäsur sowohl für Österreich als Staat als auch für die slowakische Bevölkerung, die sich in einer Phase großer politischer Orientierungslosigkeit wiederfand.

Ausgehend von den sozialen, ökonomischen und politischen Entwicklungen, die ich dargestellt habe, verfolge ich mit dieser Arbeit das Ziel, ein vertieftes Verständnis der nachbarschaftlichen und sozialen Beziehungen zwischen Österreich und der Slowakei zu erlangen. Zur Analyse habe ich die historischen und politischen Ereignisse herangezogen, um die relevanten Konstellationen vor allem anhand jener Maßnahmen zu untersuchen, die über Generationen hinweg prägend gewirkt haben. Die bestehende Kluft zwischen Österreicher:innen und Slowak:innen lässt sich möglicherweise darauf zurückzuführen, dass beide Gesellschaften in der Geschichte nur selten gemeinschaftlich agierten. Bereits während des Großmährischen Reiches

sowie im Zuge der Herausbildung christlich-religiöser Strukturen kam es zu keiner Zusammenarbeit zwischen den politischen Akteur:innen und keiner einheitlichen Entwicklung. Nach dem Zerfall des Großmährischen Reiches verlief der Zusammenschluss mit Österreich im Rahmen der ungarischen Oberherrschaft und der damit verbundenen politischen Entwicklungen.

Der kleine Kreis slowakischer Eliten suchte im Laufe des 19. Jahrhunderts nach dem romantisierenden Bild der ursprünglichen Slawen, um einen Befreiungsprozess aus politischer und kultureller Unterdrückung Ungarns zu legitimieren. Während breite Teile der bäuerlichen und wirtschaftlich schwächeren Bevölkerung die Grundlage, der sich herausbildenden slowakischen Nation und Identität bildeten, schlossen sich Angehörige der lokalen Eliten vielfach der ungarischen Kultur an, teils verbunden mit der Magyarisierung ihrer Namen. Das gute Verhältnis der Slowak:innen zu Österreich lässt sich anhand konkreter Handlungen nachvollziehen, dennoch blieben sie innerhalb der österreichischen Gesellschaft weitgehend unsichtbar. Kooperationen ergaben sich nur dann, wenn sie politisch oder militärisch zwingend notwendig waren.

Eine engere Kooperation mit einem politisch dem Westen zugeordneten Staat kam erst im 20. Jahrhundert zustande und erwies sich als ambivalent. Im nationalsozialistischen Deutschland sahen slowakische Politiker zunächst einen potenziellen Schutzpatron, was sich im Nachhinein jedoch als verhängnisvoll erwies. Die Allianz mit dem nationalsozialistischen Deutschland lässt sich, als eine Art „Pakt mit dem Teufel“ verstehen. Sie versprach kurzfristig Schutz und Anerkennung, führte jedoch in eine tiefe Abhängigkeit und trug zu massiven politischen und gesellschaftlichen Verwerfungen bei.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges übernahmen, wie schon nach dem Ersten Weltkrieg, die tschechischen Politiker die Kontrolle über die Slowakei. Hier lässt sich ein wesentlicher Punkt erkennen: Der Eintritt in den kommunistischen Ostblock erfolgte nicht auf Grundlage eigener Entscheidung, sondern war Ausdruck struktureller Fremdbestimmung. Die wiederholten Erfahrungen politischer Marginalisierung wirkten sich nachhaltig auf das kollektive Selbstverständnis der slowakischen Gesellschaft aus und das kommunistische Regime verstärkte diese Dynamik, indem es die ohnehin schwach ausgeprägten Möglichkeiten nationaler Selbstdefinition nicht förderte, sondern systematisch einschränkte.

Die politischen und wirtschaftlichen Umbrüche nach 1989, insbesondere die Privatisierungen und das Erstarken krimineller Machteliten, verdeutlichen, dass diese Transformationsprozesse von erheblichen Spannungen begleitet waren. Der Übergang in eine neue politische und wirtschaftliche Struktur war weniger das Resultat eines klaren, lange verfolgten Zieles, sondern vielmehr Ausdruck der Suche nach Schutz und Stabilität in einer unsicheren Lage. Der erneute Orientierungsprozess in Richtung Westeuropa war mit zahlreichen ökonomischen Auflagen verbunden. Für eine Bevölkerung, die im Kommunismus sozialisiert war, stellten diese Anforderungen eine erhebliche Hürde dar. Für viele Menschen stellt sich erst heute, mehr als drei Jahrzehnte später, ein gewisses Maß an Orientierung und Sicherheit im Kapitalismus ein. Die Öffnung der Grenzen und die Idee eines „neuen Europa“ verdeutlichen, dass politische und wirtschaftliche Projekte oftmals primär aus ökonomischem Interesse heraus gestaltet werden, während kulturelle und soziale Dimensionen unzureichend berücksichtigt bleiben. Werden diese Aspekte menschlichen Handelns vernachlässigt, entstehen latente Konflikte, die nicht unmittelbar sichtbar sind, sich jedoch über Jahrzehnte hinweg entfalten und schließlich in offener Form zutage treten können. Solche Dynamiken erinnern an historische Umbruchssituationen, etwa an die gesellschaftlichen Spannungen, die den Zerfall des Römischen Reiches oder die Monarchie Österreich-Ungarn begleiteten. Am Beispiel von Hainburg an der Donau möchte ich den historisch-politischen Teil um eine Analyse erweitern, die das dynamische Feld der Beziehungen zwischen Österreicher:innen und Slowak:innen im 21. Jahrhundert beleuchtet. Dabei stellt sich die Frage, ob beide Gesellschaften einander tatsächlich nähergekommen sind oder ob sich die Muster der Interaktion ähnlich wie in den beschriebenen Epochen fortsetzen. Darüber hinaus gilt es zu untersuchen, ob aus diesen Entwicklungen ein Potenzial für spätere Konflikte erwächst oder ob sich inzwischen neue soziale und kulturelle Zugangsweisen herausgebildet haben, die eine veränderte Form des Zusammenlebens ermöglichen.

4. Kultur- und sozialanthropologische Perspektiven

4.1 Border Studies und klassische Theorien zu Kultur und Ethnizität

Politische Grenzen sind keine natürlichen Entitäten, sondern die Ergebnisse historisch-spezifischer politischer Entscheidungen. Demzufolge sind Grenzen und deren Verlauf von politischen Machtkonstellationen bestimmt. Geschlossene Grenzen schränkten im hier untersuchten Raum lange Zeit die Mobilität von Menschen, Kapital und damit verbundene kulturelle Prozesse ein. Erst die Lockerung starrer politischer Regelungen im Zuge der geopolitischen Entspannung zwischen den einst verfeindeten Supermächten eröffnete neue gesellschaftliche und wirtschaftliche Dynamiken. Die historische Betrachtung macht deutlich, dass sich die Bedeutung von Grenzen wandelt. Während der dynastischen Legitimationsordnung hatten Grenzen im Alltag kaum praktische Relevanz vor allem aufgrund der aristokratisch stark zerstreuten Territorien (Komlosy 2018). Im römischen Reich zeigte sich jedoch, dass Grenzen in erster Linie Ausdruck politischer und ökonomischer Interessen waren. Im Gegensatz dazu stand die Grenze des „Eisernen Vorhangs“.

Dieser Abschnitt stützt sich auf die Theorie der Border Studies von Donnan und Wilson, ergänzt durch klassische Theorien zu Kultur, Ethnizität und Liminalität von Barth, Boas und Turner. Ziel ist es, mit den theoretischen Perspektiven das empirische Fallbeispiel zu rahmen.

Donnan und Wilson betonen, dass bestimmte soziale und politische Dynamiken nur an Grenzen entstehen können. Diese hängen davon ab, in welche politischen und sozialen Kontexte die Grenzen eingebettet sind. Am Beispiel der slowakisch-österreichischen Grenze wird sichtbar, dass Hainburg zwar historisch auf der Seite der westeuropäischen Mächte lag, die Region jedoch von massiven kriegerischen wie auch ökonomischen Umbrüchen betroffen war.

„However some things can only occur at borders. This is because of the role played by borders in the origin and development of states, a role which they may continue to play in the future. Moreover, many features peculiar to borders are significant to their perspective nations and states, both historically and today“ (Donnan and Wilson 1999, 4).

Im Kontext sich wandelnder staatlicher Ordnungen werden Grenzregionen zu Orten von Veränderung und Aushandlung und tragen dadurch unterschiedliche Bedeutungsdimensionen

in sich (Donnan und Wilson 1999, 4–5). Mit jeder Überschreitung verändert sich der Symbolgehalt einer Grenze ebenso wie ihre politische und soziale Bedeutung, denn Donnan und Wilson verweisen in diesem Zusammenhang darauf, dass das Konzept „Grenze“ nicht statisch ist, sondern durch wiederholtes Überschreiten real oder imaginär, fortlaufend neu produziert wird. In der Grenzregion wird dies zur täglichen gelebten Wirklichkeit. Menschen, die in unmittelbarer Grenznähe zwischen zwei Nationalstaaten leben, überschreiten diese Grenze oftmals täglich. Die „offene Grenze“ ist damit die zentrale Voraussetzung für dynamische Verflechtungen von alltäglichen Praktiken.

„...the border is not something to be crossed once and for all, but something to be crossed and re-crossed, in the imagination if not always in reality. As a result, lives are lived in more than one location, generating fragmentary and fugitive biographies that defy fixity in politically delineated space“ (Donnan und Wilson 1999, 4–5).

In der Vergangenheit wurde Grenzüberschreitung angesichts begrenzter Möglichkeiten häufig als ein einmaliger, linearer Vorgang verstanden, der zugleich eine scharfe Trennung zwischen zwei Welten markierte. Aus der Perspektive sozialer Beziehungen ist die Entwicklung hin zu einer weitgehenden globalen Mobilität besonders erstrebenswert. Historisch betrachtet wurden Familien häufig über lange Zeiträume voneinander getrennt, verursacht durch unzureichende Transportmöglichkeiten, ökonomische Einschränkungen und die restriktiven Grenz- und Migrationspolitiken totalitärer Regime. Solche strukturellen Barrieren führten nicht nur zu physischen Trennungen, sondern wirkten sich auch nachhaltig auf soziale Netzwerke, kulturelle Praktiken und transgenerationale Beziehungsstrukturen aus. Erst durch technologische Entwicklungen und die zunehmende globale Vernetzung wurde es möglich, Grenzen im alltäglichen Leben zu überschreiten. Dadurch findet das Leben vieler Menschen heute gleichzeitig an mehreren Orten statt, was neue Formen von Mobilität, Identität und Zugehörigkeit hervorbringt (Donnan und Wilson 1999, 108–109). Durch freie Grenzüberschreitungen entstehen neue kulturelle Strukturen, die bestehende Ordnungen transformieren oder gänzlich neue Muster der Organisation hervorbringen.

„Borders are zones of cultural production, spaces of meaning-making and meaning-breaking“ (Donnan and Wilson 1999, 64).

In Grenzregionen, insbesondere in kleineren Städten, treten die Folgen alltäglicher Grenzüberschreitungen besonders deutlich hervor. Am Beispiel des Vergleichs von der

Großstadt Bratislava mit der Kleinstadt Hainburg wird sichtbar, dass solche Prozesse in einem kleinstädtischen Kontext stärker wahrnehmbar sind: mehr Verkehr, intensive soziale Kontakte und sichtbare kulturelle Verflechtungen. Dieser Zustand wird jedoch nicht von allen Seiten gleichermaßen positiv wahrgenommen. Aus der Perspektive der schon länger einheimischen Bevölkerung, die sich an veränderte Rahmenbedingungen anpassen muss, kann die Herausbildung neuer Strukturen auch als irritierend oder verunsichert empfunden werden.

4.2 Ethnische Grenzen und kulturelle Symbole

Kultur ist auch aus anthropologischer Perspektive nicht als etwas Festes oder Unveränderliches erklärbar. Nach Barth (1969) konstituiert sich Kultur vielmehr durch soziale Prozesse innerhalb dessen, was er als ethnische Gruppen bezeichnet. Diese Gruppen sind keine objektiven Träger einer unveränderlichen Kultur, sondern beziehen sich auf wandelbare Merkmale, Symbole und Werte, die Individuen oder Kollektive situativ annehmen oder ablegen können. Die Annahme, dass Kulturen unter isolierten Bedingungen entstanden seien, ist nicht haltbar. Kulturen entwickeln sich vielmehr in Offenheit gegenüber der Außenwelt und durch Mobilität weiter. Entscheidend ist nicht die kulturelle Isolation, sondern die Art und Weise, wie sich Gruppen über symbolische Systeme wie etwa Sprache, Religion, Kleidung oder andere Ausdrucksformen von anderen unterscheiden. Diese Unterschiede entstehen durch historisch gewachsene soziale und politische Prozesse und sind stets im Wandel. Barth betont, dass kulturelle Unterschiede nicht aus Abgrenzung im Sinne von Isolation resultieren. Kultur ist somit immer relational und prozesshaft zu verstehen nicht als abgeschlossene Einheit, sondern als Ergebnis ständiger Aushandlungen. Ethnische Kategorien äußern sich zwar in sichtbaren Merkmalen wie Sprache, Kleidung oder Lebensweise, ebenso wie in geteilten Werten und Normen, die sind jedoch flexibel und situativ wandelbar. Menschen entscheiden selbst mit welchen Symbolen sie sich identifizieren. Zugehörigkeit ist somit kein fixer Zustand, sondern ein dynamischer Prozess der Selbst- und Fremdzuschreibung (Barth 1969, 10–15).

Boas vertritt in Bezug auf Nationalismus einen Ansatz, der in zentralen Punkten Parallelen zu Barths Kulturverständnis aufweist. Beide lehnen essenzialistische Vorstellungen ab, wonach Zugehörigkeit auf unveränderlichen Merkmalen wie gemeinsamer Abstammung oder Sprache beruhe. Während Barth jedoch vor allem die sozialen Prozesse der Konstruktion und Aufrechterhaltung ethnischer Grenzen in den Blick nimmt, erklärt Boas dieses Verständnis auf

die Entstehung und Bedeutung von Nationalität an. Für ihn reicht weder Blutsverwandtschaft noch eine gemeinsame Sprache aus, um eine Nation zu begründen. Entscheidend ist vielmehr die „Gemeinschaft des emotionalen Lebens“, die aus alltäglichen Gewohnheiten sowie gemeinsamen Denk- und Gefühlsformen hervorgeht.

„Neither the bonds of blood nor those of language alone make a nationality. It is rather the community of emotional life that rises from our everyday habits, from the forms of thoughts, feelings, and actions, which constitute the medium in which every individual can unfold freely his activities“ (Boas 2021, 48–49).

Barth sieht Sprache als ethnische Kategorie und Symbol der Abgrenzung. Boas betont den emotionalen Charakter der Muttersprache als gemeinschaftsstiftendes Element. Zugleich verweist er auf ihre politische Dimension.

„The concept is an abstraction based on community of language which is felt by all as their mother tongue, and on the current forms of thought, feeling, and action—an abstraction of high emotional value, enhanced by the consciousness of political power, or by the desire for the power of independent control of the lives of the group“ (Boas 2021, 49).

Im Hinblick auf die Herausbildung der eigenen Sprache bei den Slawen kann dieser Prozess einerseits als Moment der inneren Vereinigung verstanden werden, andererseits jedoch auch als Form der Abgrenzung gegenüber anderen Gruppen. Die eindeutige Herrschaftssprache im Mittelalter war hingegen das Lateinische.

4.3 Liminale Erfahrungen

Victor Turner baut auf Arnold van Genneps „rites de passage“ aus dem Jahr 1909 auf. Van Gennep unterschied die Phasen *Séparation*, *Marge* und *Agrégation*, die sich als Trennung, liminale Schwelle und Wiedereingliederung beschreiben lassen. Turner erweitert dieses Modell um eine prozessuale Perspektive und ermöglicht damit seine Anwendung für die Analyse von Grenzdynamiken.

„The passage from lower to higher status is through a limbo of statuslessness“ (Turner 2009, 97).

Die „Rites de Passage“ umfassen drei Phasen: Erstens bezeichnet die *Separation* die symbolische Loslösung eines Individuums oder einer Gruppe aus einem früheren Zustand.

Zweitens ist die liminale Phase durch einen Zwischenzustand gekennzeichnet, der nur wenige oder keine Eigenschaften des früheren oder des kommenden Zustands aufweist. Drittens beschreibt die Wiedereingliederung den neuen Zustand, in dem das Individuum oder die Gruppe aufgrund der neuen Erfahrungen eine neue Rolle einnimmt (Turner 2009, 94).

Für Turner ist das Liminale besonders interessant, weil sich mit ihm vielseitig verschiedene gesellschaftliche Phänomene interpretieren lassen. Dieser Zustand des Dazwischen wird häufig als weitgehend frei von festgelegten Regeln, Pflichten, Konventionen und Verpflichtungen bezeichnet. Zugleich handelt es sich um einen besitzlosen Zustand, ohne Rolle und ohne Position. Diese Konstellation kann sowohl mit Unsicherheit und Angst als auch mit positiven Potenzialen assoziiert sein. Im Hinblick auf Grenzüberschreitungen lässt sich Liminalität als neue Erfahrung lesen. Das Individuum muss erst lernen, im neuen Land zu leben; die Wiedereingliederung ist ein individueller, zeitintensiver Prozess. In Grenzregionen wiederum stellt die Wiedereingliederung eine alltägliche Erfahrung dar. Auch Übergänge zwischen unterschiedlichen politischen Ordnungen können als Prozesse der Liminalität verstanden werden, die zahlreiche Lebensbereiche betreffend, und die Frage aufwerfen, wann eine liminale Phase als abgeschlossen gelten kann.

„Liminal entities are neither here nor there; they are betwixt and between the positions assigned and arrayed by law, custom, convention, and ceremonial“ (Turner 2009, 95).

Die theoretischen Ansätze der Border Studies verdeutlichen, dass Grenzen weit mehr sind als geographische Linien. Sie sind sozial und kulturell geformte Räume, deren Bedeutung sich historisch wie gegenwärtig in Abhängigkeit politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Prozesse verändert. Grenzen fungieren dabei nicht nur als Trennlinien, sondern auch Kontaktzonen, in denen Austausch, Liminalität und symbolische Deutungen stattfinden.

In diesem Sinne stellt Hainburg an der Donau ein aufschlussreiches Fallbeispiel dar. Der historische Überblick verdeutlicht, dass Hainburg als Grenzregion mehrfach unter Verwüstung zu leiden hatte. Es war ein begehrtes Ziel für Adelsgeschlechter wie die Babenberger oder die Přemysliden, entwickelte sich zu einem wirtschaftlich relevanten Standort, unter anderem mit Tuch- und Tabakfabrik. Dennoch war die Stadt immer wieder von einem Wechselspiel zwischen Wohlstand und Armut betroffen. Diese Dynamik lässt sich als Abfolge von Übergangsphasen beschreiben, in denen soziale und wirtschaftliche Umstellungen Zeit erforderten.

5. Das Fallbeispiel Hainburg an der Donau

Die Stadtgemeinde Hainburg an der Donau liegt im östlichen Niederösterreich, unmittelbar an der Grenze zur Slowakei. Die Entfernung zwischen Bratislava und Hainburg an der Donau beträgt rund 15 Kilometer. Mit Stand vom 18. August 2025 weist die Stadtgemeinde eine Gesamtbevölkerung von 8.419 Einwohner:innen auf. Von diesen besitzen 2.766 Personen die slowakische Staatsbürgerschaft, was einem Anteil von rund 32,9% entspricht.⁹ Damit machen slowakische Staatsbürger:innen einen wesentlichen Teil der lokalen Bevölkerung aus und prägen somit auch das Stadtbild der Grenzgemeinde. Der Begriff „Grenze“ wird in diesem Zusammenhang nicht als eine geografische Linie gesehen, sondern als ein dynamisches Feld des Alltagslebens. Politisch wird die Stadtgemeinde Hainburg an der Donau seit 2024 von Bürgermeister Johannes Gumprecht geleitet, der der Österreichischen Volkspartei (ÖVP) angehört. Zuvor war Helmut Schmid, ebenfalls Mitglied der Österreichischen Volkspartei (ÖVP), Bürgermeister.

Die Stadt und das Alltagsleben wird von wirtschaftlichen Chancen, sozialen Beziehungen und kulturellen Austauschprozessen geprägt. Die staatlichen Kontrollmechanismen des Kommunismus, in denen der Grenzübertritt streng reguliert war, gehören der Vergangenheit an. In der erweiterten Europäischen Union sind Grenzübertritte für viele Menschen Teil des Alltags, wodurch sich neue Formen von Mobilität, Identität und Zugehörigkeit herausbildeten.

5.1 Methodisches Vorgehen

Meine Feldforschung in Hainburg orientierte sich an einem Methodenpluralismus, der es ermöglichte, Alltagspraktiken im Grenzraum sowohl durch teilnehmende Beobachtung als auch durch unterschiedliche Interviewformen und informelle Gespräche zu erfassen. Der Zugang zum Feld orientierte sich an den Methoden der Kultur- und Sozialanthropologie. Wie Raymond Madden hervorhebt, kann ein ethnographisches Feld oftmals neue und unerwartete Themen hervorbringen, und Forschung kann an nahezu jedem Ort und in den unterschiedlichsten Situationen stattfinden. Dies verweist auf den, inzwischen offenen Zugang, der Anthropologie, der das alltägliche Leben in seinen vielfältigen Facetten in den Blick nimmt.

⁹ Die Angaben wurden von der Stadtgemeinde Hainburg a.d. Donau bereitgestellt.

„A case study based on my home-town fieldwork demonstrated that a field is not always what you expect it to be, and that any place, exotic or familiar, can be constructed as ethnographic. From the most mundane and the most extraordinary, when looked at with the ethnographer's investigative gaze, places come into their own as ethnographic fields“ (Madden 2017,53).

Das historische Fundament, das in den vorhergehenden Kapiteln herausgearbeitet wurde, ist für die empirische Analyse unverzichtbar, da es verdeutlicht, wie stark die Lebensbedingungen der Grenzregion von politischen und sozialen Transformationen geprägt wurden. Erst durch die Verbindung historischer Analyse und empirischer Forschung lässt sich die Dynamik einer Grenzstadt wie Hainburg verstehen. Und, wie Bischoff betont:

„Ohne Theorien können wir als Forscherinnen und Forscher nur selten sinnvolle Fragen und Erkenntnisse formulieren und damit auch keine empirischen Untersuchungen durchführen. Insofern oszillieren wir also in einem offenen Prozess der Operationalisierung zwischen empirischen, methodischen und theoretischen Erfordernissen und Erkenntnissen“ (Bischoff 2014, 20).

Dieses Wechselverhältnis zwischen Theorie und Empirie prägte auch mein Vorgehen. Zunächst habe ich das Feld explorativ betreten, sammelte Beobachtungen und führte erste Gespräche. Darauf aufbauend entwickelte ich die theoretisch-historische Analyse und kehrte mit präziseren Fragen und Perspektiven zu meinen Interviews, Feldnotizen und Beobachtungen zurück.

„Nach dem Verständnis der Kulturanthropologie gibt es keine künstlich isolierbaren Untersuchungsgegenstände, sondern sie erfasst soziale Phänomene in ihrer Gesamtheit. Das bedeutet, sie nimmt gegenwärtige Handlungsformen und -praktiken, die in diesen Phänomenen ausgedrückt werden, genauso in den Blick wie deren historische Genese, subjektive Erfahrbarkeit und theoretische Verortung“ (Bischoff 2014, 17).

Vor diesem Hintergrund konnte ich einen neuen Blick auf mein Thema gewinnen und auch ein besseres Verständnis für die lokalen Gegebenheiten aufzeigen. Dieses Wechselspiel zwischen theoretischer Auseinandersetzung und empirischer Erkundung führte zu einer Vertiefung meiner Analyse, die ich in einem erneuten Eintritt ins Feld angewendet habe. Durch die theoretisch-historische Aufarbeitung konnte ich bei den Interviews gezielte Fragen stellen und die Beobachtungen im Feld bewusster und differenzierter gestalten. Schon beim ersten Eintritt ins Feld zeigte sich, dass die Stadt durch Mehrsprachigkeit geprägt ist. Besonders in den Geschäften des Einkaufszentrums wurde überwiegend sowohl Slowakisch als auch Deutsch gesprochen. Diese Beobachtungen führten zu zentralen Fragen: Entwickeln sich hier parallele Strukturen des Zusammenlebens? Kommt es zu Konflikten? Oder wird die zunehmende

Ansiedlung slowakischer Familien von der lokalen Bevölkerung eher positiv bewertet? Wie gestalten die Menschen ihren Alltag in dieser Situation?

In kultur- und sozialanthropologischen Forschungen ist die Wahl der Methoden individuell und abhängig von der jeweiligen Forschungsfrage. Und insbesondere in der Stadtforschung lässt sich der Zugang nicht auf eine statische Methode reduzieren. In diesem Forschungsfeld treten unterschiedliche soziale und kulturelle Positionen in den Vordergrund, die nach einer methodischen Vielfalt der Methoden verlangen. Unter diesem Aspekt habe daher auch ich in meiner Forschung mit einem Methodenpluralismus gearbeitet. Als erste Form des Feldzuges nutze ich die informellen Gespräche, die sich spontan im Alltag ergaben und mir einen Zugang zu den Menschen ermöglichten. Darüber hinaus setzte ich die teilnehmende Beobachtung in zentralen städtischen Räumen wie dem traditionellen Kaffeehaus oder bei den lokalen Veranstaltungen ein, um das soziale Geschehen aus der nächsten Nähe miterleben und dokumentieren zu können. Meine empirische Forschung war in der ersten Phase vor der Herausbildung der Hypothesen, durch methodische Offenheit gekennzeichnet. In der explorativen Einstiegsphase erkundete ich das Forschungsfeld zunächst durch Wahrnehmungsspaziergänge an verschiedenen Orten. Der Zugang zu den Interviewpartner:innen gestaltete sich zu Beginn schwierig aufgrund der fehlenden Forschungsfragen. Es ist in diesem Zusammenhang wichtig anzumerken, dass auch die Forscherin oder der Forscher die eigene Zurückhaltung überwinden muss, um Kontakte herzustellen. Mitunter bedeutete dies für mich, aktiv auf mir unbekannte Personen zuzugehen, mich vorzustellen und nach einer möglichen Zusammenarbeit zu fragen. Die ersten Tage im Feld waren geprägt von Zufallsbegegnungen und spontanen Ortswechseln. Es zeigte sich früh, dass Hainburgs Funktion als Grenzstadt im Alltag erkennbar ist. Man hört slowakische Sprache in den Supermärkten, in den Kaffeehäusern und der Verkehr ist stark. Mit wachsender Sicherheit im Feld vollzog sich ein Übergang zu einer gezielteren Datenerhebung: ich begann, spezifische Interviewpartner:innen zu identifizieren und narrative Interviews zu vereinbaren. Diese methodische Entwicklung vom explorativen Zugang über informelle Gespräche hin zu geplanten Interviews ermöglichte es mir, das soziale Leben in Hainburg aus unterschiedlichen Perspektiven und mit zunehmender analytischer Tiefe zu erfassen. Eine genaue Zahl der im Feld verbrachten Tagen lässt sich nicht angeben, da meine Forschung über mehrere Phasen hinweg durchgeführt wurde. Für den empirischen Teil wurden elf Interviews transkribiert, um den Menschen eine Stimme zu geben, sowohl im Hinblick auf ihre historischen Erfahrungen als auch auf die aktuelle Situation in der Grenzregion. Im Jahr 2017 war ich jedoch für einen Zeitraum von drei Wochen regelmäßig vier Tage pro Woche im Feld präsent. Zu Beginn

übernachtete ich direkt vor Ort. Diese Phase empfand ich allerdings besonders frustrierend, da sich den Zugang zu den Menschen zunächst nur schwer herstellen ließ. Mehrmals kehrte ich nach langen Tagen in Hainburg mit dem Gefühl zurück, dass mein Vorhaben wenig Sinn ergebe. Diese Erfahrung machte deutlich, dass das Feld sich nicht unmittelbar und nicht wie durch ein „Zauberwort“ eröffnet. Vielmehr muss dieses „Wort“ im übertragenen Sinn erst gesucht und erarbeitet werden. Der Forschungsprozess war daher von einem ständigen Ringen und von Rückschlägen geprägt.

„Man sollte alles niederschreiben, was einem gerade einfällt: Tagesablauf und Tagesereignisse, Ärger mit anderen, die Wetterlage, Ideen zu theoretischen Aspekten, durchgeführte Arbeiten, Fragestellungen, die man verfolgen könnte, persönliche Befindlichkeiten, Sorgen um die Gesundheit, etc“ (Fischer 2008, 307).

Ausschnitt aus dem Feldtagebuch am 05. Januar 2017: „Am Abend waren die Straßen nahezu menschenleer. Hainburg wirkte wie ein Ort des „Nichtgeschehens“ zwischen den beiden Großstädten Wien und Bratislava. Die Stimmung war bedrückend, die Stadt schien still und zurückgezogen.“

Das Führen eines Feldtagebuchs erweist sich als wertvolle Erinnerungshilfe, insbesondere wenn, wie in meinem Fall, längere Zeit nicht im Forschungsfeld gearbeitet wurde und die Verschriftlichung erst nachträglich erfolgt. Es ermöglicht eine Art imaginäre Rückkehr ins Feld und zu den dort erlebten Tagen. Zugleich hat ein Feldtagebuch jedoch auch einen sehr persönlichen Charakter und kann bei der späteren Lektüre sowohl amüsant als auch mitunter banal wirken.

Die anfänglichen informellen Gespräche reichten von beiläufigem Smalltalk über humorvolle Interaktionen bis hin zu intensivem Zuhören. Sie dienten nicht nur dem Informationsgewinn über die Stadt und ihre Bewohner:innen, sondern auch dazu, Vertrauen aufzubauen und eine erste Vertrautheit im Feld zu entwickeln. Durch diesen offenen Zugang konnte ich vielfältige Eindrücke und Informationen sammeln. Es ließ sich feststellen (ausgenommen der Anfangsphase), dass der Zugang zu informellen Gesprächen in kleineren Städten leichter gelingt. Die Kontaktaufnahme durch Unbekannte wird nicht als ungewöhnlich wahrgenommen. Im Austausch mit der Bibliothekarin erfuhr ich von regelmäßigen Veranstaltungen, die in der Haydn Bibliothek stattfinden. Dazu zählen gemeinschaftliche Treffen mit dem Titel „Gemeinsam erinnern – wie es einmal in Hainburg war“. An einem dieser späten Nachmittage nahm ich teil. Hainburger kommen hierbei zusammen, um sich auszutauschen. Die Haydn

Bibliothek erweist sich als ein Ort lokaler Kulturvermittlung. Neben den Erinnerungstreffen organisiert sie mit „Deutsch um 7“ eine weitere Veranstaltung, die sie gezielt Deutschlernenden anbietet. Das Einkaufszentrum am Rande der Altstadt nutzte ich als Beobachtungsraum. Dort führte ich Gespräche mit Verkäuferinnen und zugleich beobachtete ich die Frequenz der Menschen und der Sprachen.

„Unterschieden wird meist in eine explorative und eine stärker problemorientierte Phase der Feldforschung. ‚Explorativ‘ bedeutet nichts anderes als ‘entdeckend‘ oder ‘erforschend‘. In dieser Phase nimmt man zunächst viele verschiedene Informationen ganz unterschiedlicher Qualität auf, um sich im Alltag der untersuchten Gruppe zurechtzufinden“ (Beer 2008, 22–23).

„Teilnehmende Beobachtung... untersucht das Handeln einer durch den Forschungsgegenstand definierten Gruppe. Dabei generiert die forschende Person Informationen aus den Beobachtungen, Erlebnissen und Erfahrungen, die sich durch die Partizipation an den Handlungssituationen ergeben“ (Cohn 2014, 75).“

Das Kaffeehaus vermittelte eine heimelige „hainburgerische“ Atmosphäre. Die Gäste kannten sich untereinander. Es entstand ein Eindruck des vertrauten sozialen Raums, in dem persönliche Beziehungen gepflegt wurden. Frau Gerti, die Besitzerin, kochte selbst klassische Hausmannskost. Besonders stolz war sie auf die Torten- und Kuchenvitrine. Auch wenn sie die Kuchen nicht selbst buk, bezog sie diese doch von einer speziellen Quelle. Auf diese Weise prägte sie die Atmosphäre des Kaffeehauses und verlieh dem Ort eine individuelle Handschrift. Auffällig war, dass slowakische Gäste das Kaffeehaus nicht frequentierten. Frau Gerti führte dies unter anderem auf die begrenzten Parkmöglichkeiten im Stadtzentrum zurück.

„Nicht für den Zugang, sondern auch für das weitere Vorgehen und den Erkenntnisgewinn ist es wichtig, Personen zu kennen oder kennenzulernen, die als Gatekeeper_innen (Türöffner_innen) fungieren...“ (von Dobeneck und Zinn-Thomas 2014, 88).

Frau Gerti erwies sich im Verlauf der teilnehmenden Beobachtung als meine Gatekeeperin. Durch ihre Vermittlung erhielt ich Zugang zu weiteren Personen in Hainburg, die mir sonst schwer zugänglich geblieben wären. Auf diesem Weg konnte ich neue Kontakte knüpfen und zusätzliche narrative Interviews führen. In Ihrem Kaffeehaus habe ich auch weitere Interviewpartner getroffen und es wurde sozusagen zu einem Ort, in welchem ich mich als Forscherin sicher gefühlt habe. Es entwickelte sich auf natürliche Weise ein Schneeballsystem. Dieses eröffnete mir zwar den Zugang zu neuen Interviewpartner:innen, führte jedoch dazu,

dass sich Themen zunehmend überschneiden. Auf diese Problematik verweisen auch Florian von Dobeneck und Sabine Zinn-Thomas.

„Ist über den Gatekeeper der Zugang zum Feld erreicht, ergeben sich häufig weitere Kontakte durch ein Schneeballsystem. Problematisch ist hierbei..., dass, Forschende wieder auf Gesprächspartner_innen treffen, die denselben sozialen Netzwerken angehören“ (von Dobeneck und Zinn-Thomas 2014, 90).

„Für einen biographischen Zugang zur Alltagskultur bieten sich besonders zwei qualitative Interviewformen an: das narrative und – mit einiger Einschränkung – das leitfadengestützte Interview. Ersteres gibt den Befragten lediglich einen Erzählimpuls und damit die größtmögliche Offenheit, die eigene Geschichte zu erzählen, und verläuft weitgehend monologisch“ (Spiritova 2014, 120)

Der narrative Interviewzugang erwies sich als zeitintensiv, bot jedoch zugleich ein breites Spektrum an Themen sowie vielfältigen Analysenmöglichkeiten. Diese Interviews wurden im Vorfeld vereinbart und fanden je nach Gesprächspartner: innen zu Hause, in der Bibliothek, in Restaurants oder in den Kaffeehäusern in Hainburg statt.

Die leitfadengestützten Interviews wurden insbesondere dann eingesetzt, wenn Gesprächspartner:innen nicht von sich aus viel erzählten. In solchen Fällen erweisen sich narrative Interviews als wenig geeignet. Während einige Personen von selbst ausführlich berichteten, war dies nicht bei allen der Fall. Aufgrund meiner emphatischen Haltung war es mir wichtig, die Befragten nicht in unangenehme Situationen zu bringen.

„...different people and different situations require different techniques, varying along continua of structured to unstructured, formal to casual, predetermined to open-ended, and free-floating to fixed topic“ (Karen O'Reilly 2005, 126).

„Bei der Konzeption des Leitfadens kann auf theoretische Aussagen und empirische Befunde der Sekundärliteratur, eigene theoretische Vorüberlegungen, ethnographische Beobachtungen und spezifische Kenntnisse des zu untersuchenden Feldes zurückgegriffen werden“ (Wehr 2014, 145)

Mit dem ehemaligen Bürgermeister Helmut Schmid konnte aufgrund der begrenzten Gesprächsdauer lediglich ein leitfadengestütztes Interview durchgeführt werden. Diese Vorgehensweise war notwendig, um die zur Verfügung stehende Zeit bestmöglich zu nutzen.

Bei einigen Gesprächen verzichtete ich bewusst auf eine Tonaufnahme. Um den spontanen Gedankenfluss bei Gesprächspartner:innen nicht durch das Aufnahmegerät zu unterbrechen und Authentizität sowie Emotionen zu wahren, wurde auf die Aufzeichnung verzichtet. Stattdessen fertigte ich unmittelbar nach dem Gespräch ein detailliertes Gedächtnisprotokoll an. Solche Gespräche entwickelten sich spontan, erwies sich jedoch als ausführlich und inhaltlich sehr ergiebig. Das Gedächtnisprotokoll ...“muss so schnell wie möglich nach der Situation erfolgen. In solchen Fällen hat sich die Benutzung eines Diktaphons oder anderen Aufnahmegerätes als praktisch erwiesen“ (Fischer 2008, 298).

Der Erhebungszeitraum der Interviews erstreckte sich von Februar 2015 bis August 2025. Die Transkriptionen wurden zunächst wortgetreu abgetippt und in einem weiteren Schritt in standardorthografischer Form an die Normen der geschriebenen Sprache angepasst. Ein Teil der Interviews wurde auf Slowakisch geführt und anschließend von mir ins Deutsche übersetzt. Dabei stand eine sinngemäße Übertragung im Vordergrund; kleinere sprachliche Glättungen erfolgten lediglich, um die Lesbarkeit zu gewährleisten. Alle Interviewpartner:innen wurden zur Wahrung der Anonymität durch Pseudonyme kenntlich gemacht. Dies gilt auch für Personen, die eine öffentliche Funktion innehatten. Auf die Nennung realer Namen oder Funktionen wurde vollständig verzichtet.

Meine Interviews wurden an die Grounded Theory angelehnt analysiert, codiert und ausgewertet.

„To facilitate theory development, grounded theorists attempt to refrain from theory-driven interpretations of their data, preferring instead to take evidence at face value in so far as ‘participants’ accounts are not subjected to a ‘suspicious’ reading. It is assumed that participants mean what they say and say what they mean“ (Willing 2014, 145).

„Grounded Theory lässt sich als gegenstandsbegründete oder -verankerte Theorie übersetzen. Sie erlaubt auf der Basis empirischer Forschung in einem bestimmten Gegenstandsbereich, eine dafür geltende Theorie zu formulieren, die aus vernetzten Konzepten besteht und geeignet ist, eine Beschreibung und Erklärung der untersuchten sozialen Phänomene zu liefern“ (Böhm 2007, 476).

Andreas Böhm stützt sich in seiner Erklärung der Grounded Theory auf Glaser (1978), Strauss (1987) sowie Strauss und Corbin (1990) und erläutert die methodologische Vorgehensweise. Im Zentrum steht dabei die Sammlung schriftlicher Daten, die aus Beobachtungen, Feldnotizen, und Interviews hervorgehen. Diese werden im Sinne des theoretical sampling überprüft und

fortlaufend ergänzt. Zu Beginn wird möglichst vielfältiges Material zu unterschiedlichen Personen, Bereichen und Situationen erhoben, alles, was im Feld relevant erscheint. Durch das Verfahren des Codierens werden die Daten danach strukturiert und in weiteren Schritten, beim offenen Codieren, analytisch bearbeitet.

„Beim Codieren nutzt der Forscher sein Hintergrundwissen über den Kontext der untersuchten Textpassage und generell sein Wissen über den untersuchten Bereich. Das Arbeitsergebnis ist ein Interpretationstext, der das analytische Denken über das Phänomen festhält“ (Böhm 2007, 478).

5.2 Stadt als Erinnerungsort

Jens Wietschorke beschreibt die Stadt als Speicher von Erinnerungen. „In diesem Gedanken ist nicht nur die Idee der Stadt als Erinnerungsdepot und kumulative Textur vorweggenommen, sondern auch der Kerngedanke des Stadthabitus“ (Wietschorke 2016, 211). Wietschorke beschreibt die Stadt als ein historisch gewachsenes kulturelles Produkt und verweist dabei auf Lindner (2006). Um das sogenannte „Urban Imaginary“ zu erfassen, sollten zwei methodische Zugänge kombiniert werden, die in Beziehung zueinanderstehen und sich teilweise überschneiden können. So wird Urban Imaginary zum „Wechselspiel zwischen historischer Prägung und alltäglichen Praktiken sowie bewussten strategischen Operationen“ (Wietschorke 2016, 217).

Aus den von mir durchgeführten Interviews mit Einheimischen wurde deutlich, dass Hainburg von der lokalen Bevölkerung als eine Stadt mit bedeutender Geschichte wahrgenommen und in diesem Sinne weitergelebt wird. In manchen Städten bewahren die Bewohner:innen bestimmte historischen Inhalte, obwohl sie die entsprechende Funktion längst nicht mehr erfüllen. So wurde Hainburg nur für einen begrenzten Zeitraum mit Merkmalen wie Aristokratie, Wohlstand, Fabriken und Betrieben, Geschäftsvierteln oder einem belebten Stadtzentrum assoziiert. Diese Charakteristika trafen nur in bestimmten Phasen ihrer Geschichte zu. Gleichwohl wird dieses Bild bis heute von der einheimischen Bevölkerung tradiert.

5.3 Hainburg an der Donau im historisch-empirischen Kontext

Grenzgebiete sind nicht nur Räume, in denen man bestimmte Vorteile nutzen oder spezifische Ressourcen finden kann. Wie die Analyse der Literaturquellen zeigt, handelt es sich oft auch um problematische Regionen, die einer besonderen Beobachtung bedürfen. Für den Großteil der übrigen Bevölkerung sind Grenzgebiete, ihre spezifischen Prozesse sowie die dort stattfindenden Handlungen oft nicht unmittelbar sichtbar oder im Alltag präsent. Schriftliche Quellen zeigen, dass Hainburg im Verlauf der Jahrhunderte wiederholt von Brüchen und Instabilitäten innerhalb herrschaftlicher Strukturen geprägt war. Die Lage zwischen größeren regionalen Zentren machte die Siedlung in mehrfacher Hinsicht anfällig für externe Eingriffe. Archäologische und historische Befunde verdeutlichen, dass das Gebiet in unterschiedlichen Epochen von verschiedenen Gruppen aus strategischen, wirtschaftlichen oder sicherheitsrelevanten Gründen aufgesucht und genutzt wurde. Mit dem Ausbau der römischen Herrschaftsstrukturen und der Nähe zum bedeutenden Militär- und Verwaltungszentrum Carnuntum ist Hainburgs Geschichte seit ihren frühesten belegbaren Phasen eng mit militärischen Auseinandersetzungen verbunden. Römische Überlieferungen erwähnen keltische Gruppen in der Region, doch eine eindeutige ethnische Zuweisung der frühesten Siedler ist wissenschaftlich nicht gesichert. Über innerregionale kriegerische Konflikte dieser frühen Bevölkerung ist nichts bekannt; eine historische und militärische Sichtbarkeit der Region setzt erst mit der zunehmenden Grenzorganisation und Machtausdehnung Roms ein. Aus historischer Perspektive war die Grenzregion um Hainburg von massiven Konflikten geprägt – etwa durch militärische Einfälle und Raubzüge. Die historische Erfahrung Hainburgs als Grenzstadt ist also von Machtverschiebungen und wirtschaftlichen Umbrüchen gezeichnet.

Archäologische Funde belegen, dass Hainburg an der Donau bereits im frühen Neolithikum, etwa im sechsten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung besiedelt war. Die Donau und das umliegende Hügelland boten dabei nicht nur topografische Vorteile, wie der Braunsberg und eben die Donau sondern erfüllten auch eine natürliche Schutzfunktion. Nach römischer schriftlicher Überlieferung wurde dieser Region von keltischen Gruppen besiedelt. Wissenschaftlich lässt sich jedoch nicht eindeutig feststellen, welche ethnischen prähistorischen Gruppen in dieser Region tatsächlich ansässig waren. Bekannt ist, dass die Region aufgrund ihrer Lage an der römischen Nordgrenze ein Ort wiederholter militärischer Auseinandersetzungen war.

„Der Sage nach soll um 600 v. Chr. eine keltische Stadt in der Gegend des heutigen Hainburg existiert haben. Gesicherte historische Nachrichten liegen jedoch erst aus römischer Zeit vor, als Carnuntum – ein bedeutendes Militär- und Verwaltungszentrum – im Jahr 13 n. u. Z. in den römischen Machtbereich integriert wurde. Carnuntum besaß neben dem befestigten Legionslager zwischen Deutsch-Altenburg und Petronell auch Vorwerke, einen Donauhafen sowie Landhäuser auf dem Gebiet des heutigen Hainburg“ (Eder 1913, 11).

Die Lage Hainburgs in einer Grenzregion führte zu einer besonderen sozialen und kulturellen Dynamik. Grenzräume fungierten in der Antike wie im Mittelalter sowohl als Zonen der militärischen Konfrontation als auch als Kontakt- und Austauschräume (Seitz 1954, 12–15). Im Jahr 251 n. u. Z. zerstörten die Goten Carnuntum schwer. Nach einem teilweisen Wiederaufbau vernichteten die germanischen Quaden die Stadt im Jahr 375 n. Chr. erneut. In der Folge überzog die Völkerwanderung das Gebiet: Westgoten, Hunnen, Ostgoten, Langobarden und schließlich Awaren wechselten sich in schneller Abfolge ab. Die awarische Präsenz in der Region währte etwa 240 Jahre, bevor sie durch die Expansion Karls des Großen beendet wurde. Mit hoher Wahrscheinlichkeit existierte auf dem Schlossberg eine awarische Anlage, die Karl dann zur Abwehr weiterer Vorstöße befestigen ließ. Auf dieser Basis entstand die Burg, die bis in die Gegenwart als charakteristisches Element der Stadtgemeinde gilt (Eder 1913, 11).

Um 892 erhielt Heimo, der Mundschenk des ostfränkischen Königs Arnulf, das Recht, an dieser Stelle eine Wehrstadt zum Schutz gegen die mährischen Slawen zu errichten (Seitz 1954, 12). Wenige Jahre später rief Arnulf ungarische Verbündete zur Unterstützung gegen die Mährer, die jedoch nach der Schlacht bei Hainburg im Jahr 907 die Stadt und ihr Umland selbst in Besitz nahmen. Erst 1041 gelang es Kaiser Heinrich III. gemeinsam mit dem österreichischen Markgrafen Adalbert und dessen Sohn Leopold, Hainburg zurückzuerobern (Eder 1913, 11–12). Die Etablierung der Babenbergerherrschaft brachte eine Phase politischer Konsolidierung. Hainburg entwickelte sich zu einem zeitweiligen Zufluchtsort für Angehörige des Adels, darunter die Herzoginnen Theodora Angeloi und Margareta von Babenberg, deren Aufenthalt die symbolische Bedeutung der Stadt steigerte. Um das Jahr 1225 residierte Herzogin Theodora Angeloi während der Abwesenheit ihres Gemahls, Leopold VI. „der Glorreiche“, in Hainburg. Die Verleihung des Stadtrechts im Jahr 1244 stärkte die rechtliche und wirtschaftliche Position des Ortes (Eder 1913, 12). Nach dem Aussterben der Babenberger war das Herzogtum Österreich zunächst in ein Machtvakuum geraten, das Ottokar II. durch geschickte dynastische und militärische Strategien für sich nutzen konnte.

Die Interviews verdeutlichen, dass die Blütezeit Hainburgs von den Befragten klar im Mittelalter verortet wird. Insbesondere die Phase der letzten Babenberger:

„Ja, Hainburg hatte die Blütezeit im Mittelalter, also die letzten Babenberger, Ottokar von Böhmen, also in dieser Zeit. In dieser Zeit war Hainburg auf seinem Höhepunkt. Dann kam die schlimme Zeit mit der Pestepidemie, mit dem Dreißigjährigen Krieg, mit der Hexenverfolgung, wo dann Hainburg wirtschaftlich sehr nach unten gegangen ist. Ganz erfangen haben wir uns davon nicht mehr. Also so einen Höhepunkt wie im Mittelalter haben wir nicht mehr erreicht“ (Interview I 2017).

Auch in den Interviews wird deutlich, dass viele Bewohner:innen Hainburgs ein ausgeprägtes Geschichtsbewusstsein besitzen. Sie verweisen insbesondere auf die symbolische Bedeutung einzelner Bauwerke wie des Wiener Tores. Ein Gesprächspartner betonte beispielsweise, dass dieses Tor vermutlich unter Ottokar II. als Machtsymbol gegen die Habsburger errichtet worden sei. Darüber hinaus verwies er auf die strategische Lage Hainburgs an March und Donau sowie die wiederholten Belagerungen durch Türken, Ungarn und Schweden im Dreißigjährigen Krieg:

„Man vermutet, dass das Wiener Tor unter Ottokar gebaut wurde gegen den Feind im Westen. Er war wahrscheinlich angefahren auf die Habsburger und hat dieses Wiener Tor als Machtsymbol [gebaut]. Da gibt es eine bauhistorische Studie über das Wiener Tor. [...] Hainburg war eigentlich immer eine umstrittene Gegend durch zahlreiche Versuche der Belagerung durch Türken, Ungarn oder Schweden im Dreißigjährigen Krieg. Es war immer umstritten, überhaupt die Lage mit March und Donau, die Bernsteinstraße und die Nord-Süd-Verbindung. Hainburg hat unter anderem verschiedene Rechte gehabt, zum Lagern von Waren und und und...Es hat immer rege wirtschaftliche Beziehungen gegeben“ (Interview II 2016).

Die historische Entwicklung kulminierte schließlich in der Auseinandersetzung zwischen dem böhmischen König Ottokar II. Přemysl und dem römisch-deutschen König Rudolf I. von Habsburg. Der böhmische Herrscher fiel im Jahr 1278 in der Schlacht am Marchfeld, was eine grundlegende Neuordnung der Machtverhältnisse in Mitteleuropa einleitete. Seine rund zweieinhalb Jahrzehnte währende Herrschaft über Österreich und angrenzende Territorien endete mit seiner Niederlage gegen Rudolf I., womit der Grundstein für die habsburgische Herrschaft in der Region gelegt wurde. Die darauffolgenden Einfälle der Ungarn führten jedoch

zur Verarmung der Stadt. Als am 20. Jänner 1492 in Hainburg endlich der Friedensvertrag zwischen Österreich und Ungarn unterzeichnet wurde, „war der einstige Wohlstand dahin“, der Handel lag darnieder, die Befestigungen, einst der Stolz der Bewohner, wiesen schwere Schäden auf, Schloss und Herrschaft waren an zahlungsfähige Adelige verpfändet“ (Seitz 1954, 15). 1529 eroberten dann Truppen des osmanischen Sultans Suleiman II. gemeinsam mit dem ungarischen König Johann Zápolya Hainburg und belagerten Wien (Eder 1913, 11–12). Die wirtschaftliche und politische Lage verschlechterte sich erneut. Wiederholte militärische Konflikte von den Türkenkriegen über den Dreißigjährigen Krieg bis zu Pestepidemien führten zu einem langfristigen Bedeutungsverlust.

Erst mit der Gründung der Tabakfabrik im Jahr 1784 unter Maria Theresia setzte eine wirtschaftliche Stabilisierung ein. Die Fabrik wirkte als zentraler Arbeitgeber nicht nur ökonomisch, sondern auch als sozialer Integrationsort, der Arbeitsmigration aus der Region anzog. Die Interviewpartner: innen schilderten ausdrücklich:

„Aber wir dürfen nicht vergessen, dass die ganze Prosperität in Hainburg von Austria Tabak begründet war. Man muss sich vorstellen, dass vor dem Zweiten Weltkrieg noch 1.500–2.000 Leute dort beschäftigt waren. Und die Austria Tabak war schon in den Zeiten von Franz Joseph für die damalige Zeit ein fortschrittliches und soziales Unternehmen. Die Leute sind zum Beispiel aus Rohrau in die Arbeit gewandert mit den Kindern. Da hat es Kindergarten, Kinderkrippe, ärztliche Versorgung und Küche gegeben. Die, die dort gearbeitet haben, waren privilegiert – und das seit Ende des 18. Jahrhunderts. Die Gründer waren die Familie Oppitz. Sie haben Tabakbauern aus Italien geholt und damit den Tabakanbau begonnen. Und die Oppitz haben immer das Kaiserhaus finanziert – Maria Theresia und Josef II.“ (Interview II 2016).

Darüber hinaus zeigt das Interview eindrucksvoll, wie sich die Akteure wirtschaftlich orientiert an veränderte politische Herrschaftssysteme anpassen mussten, um in unterschiedlichen Machtstrukturen bestehen zu können. Die Aussage verweist exemplarisch darauf, dass zu der Zeit der Österreich-Ungarischen Monarchie Hainburg ein wirtschaftlich starker Ort war, und darauf, wie lokale Unternehmerfamilien durch Anpassung an wechselnde Regime ökonomische Handlungsspielräume sicherten. Die Darstellung im Interview wird durch die historische Person Johann Oppitz plausibilisiert, ein Fabrikgründer und wirtschaftlicher Dauerakteur im frühen 18. Jahrhundert. Mit eigenen Mitteln richtete Oppitz um 1723 auf

Kosten eines vorhandenen Gebäudes eine Tuchfabrik ein, erhielt Exklusivrechte auf Produktion und Vertrieb, und sicherte sich auf Jahrzehnte Einfluss auf die Stadtpolitik.

„Die Oppitz haben also das Kaiserhaus finanziert, waren wahrscheinlich konvertierte Juden. Sie waren sehr christlich, aber ich denke, er war ein großer Freimaurer, der Oppitz. Sie sind aus Preßburg gekommen und haben den Ort eigentlich 100 Jahre lang geprägt. Sie haben hier vorindustrielle Betriebe begonnen. Und Josef II. hat gesagt: ‚Das ist eine gute Sache, aber ich brauche Geld für die Stadt‘ und hat das Ganze mehr oder weniger verstaatlicht. Die Oppitz haben ihm immer wieder Geld geborgt und dafür verschiedene Rechte vom Kaiserhaus bekommen, und der Kaiser hat seine Schulden auf diese Weise mehr oder minder zurückgezahlt“ (Interview II 2016).

Der Verkauf der Tabakfabrik an internationale Konzerne führte schrittweise zur Verlagerung von Produktionskapazitäten und schließlich zur Stilllegung des Standortes. Diese Aussagen verdeutlichen, wie stark die wirtschaftliche Identität mit der Tabakproduktion verknüpft war und welchen nachhaltigen Schock der Verlust der Arbeitsplätze und der kommunalen Steuern gebracht hat. Diese Aussagen machen deutlich, dass die Austria Tabak nicht nur ökonomisch sondern auch sozialgeschichtlich eine zentrale Rolle in Hainburg spielte.

Eine Interviewpartnerin erinnert sich:

„Das war für die Stadt ein Crash. Ein echter Crash. Denn am Ende hat sich das ja nach und nach abgezeichnet: Als die Austria Tabak an die Firma verkauft wurde, sind zum ersten Mal Arbeitsplätze verloren gegangen. Die neue Firma hat nicht alle übernommen und auch Maschinen ausgelagert. Und dann haben die Japaner die Firma Gallaher¹⁰, eine englische Firma, übernommen und sie haben schließlich alle Maschinen nach Rumänien und weiß ich wohin ausgelagert. Letztlich waren zum Schluss nur noch 350 Arbeitsplätze übrig, die dann mit einem Schlag weggefallen sind. Die Beschäftigten kamen für ein Jahr in eine Stiftung, ins AMS, manche sind bis heute arbeitslos oder in Kursen. Aber das war natürlich ein Crash, denn Hainburg war ja einmal eine Tabakstadt.

¹⁰Im Jahr 2001 wurden die letzten staatlichen Anteile an der Austria Tabak AG im Rahmen der Privatisierung an die britische Gallaher Group verkauft, konkret übernahm Gallaher 41,1% der Anteile für rund 770 Millionen Euro. https://apps.fas.usda.gov/newgainapi/api/Report/DownloadReportByFileName?fileName=Austrian+Tobacco+Company+Sold+to+British+Concern_Vienna_Austria_07-25-2001.pdf, (Zugriff am 07.09.2025)

Meine Urgroßmutter, meine Großmutter – alle haben in der Fabrik gearbeitet. Hainburg hat vom Tabak gelebt, von der Fabrik“ (Interview III 2017).

Die Schließung der Austria Tabak hatte nicht nur unmittelbare Auswirkungen auf die Beschäftigten, sondern auch auf die kommunalen Finanzen Hainburgs. Der vorherige Bürgermeister betonte, dass mit der Fabrik der wichtigste Steuerzahler der Stadt verloren ging:

„Das war der einzige Industriebetrieb, den wir in der Stadt gehabt haben, und dadurch sind viele kommunale Steuern verloren gegangen, als er geschlossen wurde“ (Interview IV 2019).

Bis zum Ausbruch des Krieges bestand ein ständiger Austausch in der gesamten Region: die Menschen überquerten regelmäßig die Donau, sei es von Theben (Devín) nach Hainburg oder in umgekehrter Richtung. Die Donau war somit zu dieser Zeit vor dem Krieg ein zentrales Bindeglied. Es war üblich zu Fuß nach Preßburg zu gehen. Die Bahnverbindung nach Preßburg (Bratislava), gebaut 1914, konnte sich aufgrund des Ersten Weltkriegs nicht lange als Wachstumsmotor etablieren (Seitz 1954, 17).

„Ich muss auch etwas erzählen: Mein Mann war Jahrgang 1925, und als er in die Hauptschule ging, kamen die Buben aus Theben nach Hainburg in die Schule zu Fuß. Mit der Fähre über die Donau und dann weiter zu Fuß. Diese Fähre gab es noch bis in die 1940er Jahre“ (Interview V a 2018).

„Wir hatten damals die Bahn nach Preßburg – das war in den 1920er Jahren. Das weiß ich noch von meiner Großmutter. Es waren sehr arme Zeiten, und in Preßburg bekam man alles, während es hier kaum etwas gab. Die Leute haben Lebensmittel unter den langen Röcken geschmuggelt, weil man sie nicht einführen durfte. So haben sie es gemacht, denn dort war vieles erhältlich. Meine Großmutter hat mir das erzählt, das war die arme Zwischenkriegszeit. Österreich war sehr arm, und in Hainburg war es noch ärmer. Viele Leute waren arbeitslos, und deshalb sind sie nach Preßburg zum Einkaufen gefahren“ (Interview V b 2018).

In der Zwischenkriegszeit war Österreich von tiefgreifenden politischen und wirtschaftlichen Umstellungen geprägt. In dieser Phase fungierte Preßburg (ab 1919 Bratislava und in der Tschechoslowakei) als Überbrückung und Versorgungszentrum.

Weitere narrative Interviews in der Gruppe beim gemeinschaftlichen „Gemeinsam erinnern – wie es einmal in Hainburg war“ verdeutlichen die historischen Brüche und den Wandel in der Region Hainburg–Petržalka nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Befragten erinnern sich an die Vertreibung der deutschsprachigen Bevölkerung aus Engerau (heute Petržalka, früher auch ungarisch Ligetfalu ein Stadtteil von Bratislava):

„Das Petržalka hat es nicht gegeben. Das war ein Dorf, das hat Engerau geheißen. Und alle Deutschsprachigen mussten dann 1945 gehen, sie wurden vertrieben. Viele sind dann zurück nach Deutschland, aber viele sind hier in Hainburg geblieben. Aber eigentlich war das ganz klar verbunden: Die Männer haben in Bratislava gearbeitet man hat Preßburg gesagt. Ob das die Frau Stary war oder die Markpfarrer, die von dort gekommen sind. Das hat zusammengehört. Die Menschen wurden nach dem Zweiten Weltkrieg vertrieben und es hat sich scheinbar alles verändert. Die Deutschen durften nicht mehr deutsch reden“ (Interview V b 2018).

„Mein Vater hat eine Baumschule aufgebaut. In der Slowakei hatten wir eine große Baumschule. Doch 1945, als der Krieg zu Ende war, hat er alles verloren. Wir mussten weg“ (Interview IV 2016).

In der Gruppe erinnert sich eine Person an eine Erzählung ihrer Großmutter, die religiöse und kulturelle Verbindungen zwischen Hainburg und Preßburg verdeutlicht. Zu der Zeit wurde es in Preßburg überwiegend deutsch gesprochen, somit war dieser Raum sozial, kulturell und religiös verbunden.

„Das hat mir die Großmutter erzählt: Am Karfreitag sind sie um vier Uhr in der Früh aufgestanden und nach Preßburg zum Kreuzweg gegangen“ (Interview V b 2018).

Während des Zweiten Weltkriegs wurde die Region durch nationalsozialistische Politik und Zwangsarbeit geprägt, insbesondere im nahegelegenen Engerau (heute Petržalka).

„Am Ende des Winters, mit dem Vorrücken der Roten Armee, begann die schrittweise Liquidierung des Lagers. Die massenhafteste physische Vernichtung der Häftlinge fand in der Nacht auf Karfreitag, den 30. März 1945, statt, als sich in der Umgebung der Kopčianska-Straße in Richtung Wolfsthal die Leichen erschossener Häftlinge befanden. Die verbleibenden etwa 200 Personen wurden von den Lageraufsehern auf einen Todesmarsch entlang der Wiener Straße in Richtung des österreichischen Dorfes Wolfsthal zum Vernichtungslager Mauthausen

getrieben, wo die meisten von ihnen ums Leben kamen. Diejenigen, die unterwegs zusammenbrachen, wurden von ihren Aufsehern – Angehörigen von Strafkommandos – erschossen. Wahrscheinlich gelang es nur drei Personen zu überleben, die sich in einer Scheune in Wolfsthal versteckten“ (Kačirek und Tišliar 2014).

Die Regelungen nach dem Zweiten Weltkrieg im Zusammenhang mit der Verschiebung von Bevölkerungsgruppen und dem anschließenden kommunistischen System gehörten zu den einschneidendsten Erfahrungen in der Region. Sie prägten die Menschen auf nachhaltige und in vieler Hinsicht schmerzliche Weise. Besonders die physische Grenze in Form des Stacheldrahts blieb als Symbol politischer Macht und Unterdrückung im kollektiven Gedächtnis der Bevölkerung verankert.

„Wie soll ich sagen ... der Erste und der Zweite Weltkrieg haben vieles verändert. Ich kann mich noch erinnern: Ich habe bei der Bundesbahn gearbeitet, bei der Donauregulierung. Wir sind mit dem Lastwagen gefahren und haben spezielle Grenzübertrittsausweise bekommen. Das hieß, wir durften über die Donau oder über die March allerdings nur bis zum Stacheldraht, nicht weiter“ (Interview V c 2018)

Die wirtschaftliche Abhängigkeit von der Tabakfabrik prägte nicht nur die dort beschäftigten Menschen, sondern auch das Stadtzentrum und die Gasthäuser. Nach der Schließung der Tabakfabrik charakterisieren die Bewohner:innen Hainburg häufig als „ausgestorben“.

„Als die Fabrik noch hier war – Mitte der 1950er Jahre – haben 900 Leute in der Tabakfabrik gearbeitet. Früher hatten die Familien noch zwei bis drei Kinder, in den 1950er Jahren, und von dem lebte die ganze Stadt. Die Wiener Straße war voll mit Geschäften, die Ungarstraße war voll mit Geschäften, auch der Hauptplatz. Es war alles belebt. Aber als die Fabrik dann nach Osten verlagert wurde, waren hier nur noch wenige Leute. Viele sind weggezogen oder verstorben, und seither ist es ausgestorben. Wir sagen: Hainburg ist immer noch ausgestorben“ (Interview V b 2018).

Ein Interviewausschnitt verdeutlicht die gelebte Nachbarschaftspflege zwischen Österreich, der Tschechoslowakei und Ungarn in den 1960er Jahren. Besonders eindrücklich erinnert man sich an die sogenannten „Bojen-Übergaben“:

„Das Schönste war immer ... das waren diese Bojen. Alle drei Jahre war die Bojen-Übergabe: drei Jahre die Österreicher, drei Jahre die Tschechen und drei Jahre die

Ungarn. Das war Ende der Sechziger, 1968/69. Diese Bojen-Übergabe alle drei Jahre, das war immer eine lustige Partie. Die Ungarn haben gekocht, die Tschechen haben Bier und Schnaps gebracht, und die Österreicher den Kaffee und Kuchen. Da ist es zugegangen, mein Lieber!“ (Interview V c 2018)

Nach der mündlichen Überlieferung erscheint diese „Bojen-Übergabe“ Ende der 1960er als symbolischer Akt grenzüberschreitenden Zusammenhalts trotz des „Eisernen Vorhangs“. Die verschiedenen Beiträge – von den Ungarn das Essen, von den Tschechen die Getränke, von den Österreichern Kaffee und Kuchen – verdeutlichen kulturelle Eigenheiten und gleichzeitig das gemeinschaftliche Miteinander. Zeitlich ordnen die Befragten das Ritual in die späten 1960er Jahre ein, also mitten in die Phase des Kalten Krieges, was diese gelebte Praxis noch bedeutsamer macht.

Ein Interview verdeutlicht die starken Veränderungen im städtischen Leben in Hainburg während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Meine „Gatekeeperin“ erinnert sich an die Zeit, in der das Stadtzentrum noch durch eine hohe Dichte an Wirtshäusern und Fleischereien geprägt war:

„Ich bin vor fünfzig Jahren auf die Welt gekommen. Als ich ein Mädchen war, war hier alles voll. Wir hatten einmal vierunddreißig Gasthäuser, wir hatten acht oder neun Fleischhauereien. Dann begann die Landflucht, die Jugend ging nach Wien. Das war der Anfang. Danach hat man slowakische und türkische Arbeiter geholt, weil damals der Bauboom geblüht hat, und viele von ihnen sind hiergeblieben. Auch Türken und Jugoslawen sind hiergeblieben. Man hat sie geholt, weil wir Einheimischen für die Baubranche zu gut waren. Das war eine enorme Umwälzung, aber sie verlief schleichend, über viele Jahre hinweg“ (Interview III 2017).

Auf die Frage, was mit der Stadt nach dem Jahr 1945 geschah, antworteten die Teilnehmer:innen der gemeinsamen Erinnerungsrunde übereinstimmend:

„Wir waren am Ende der Welt“ (V a b c 2018).

Dieses kollektive Statement verdeutlicht, wie stark die einheimische Bevölkerung Hainburgs nach dem Zweiten Weltkrieg die Randlage an der neuen Staatsgrenze und die Isolation durch den Eisernen Vorhang empfand. Die Welt veränderte sich für die Menschen in jeder Hinsicht.

„Es war ganz interessant zu beobachten, weil ich 1980 erst nach Hainburg gekommen bin. Da waren wir wirklich am Ende der Welt. Ich habe damals eine gewisse Frau Smelik kennengelernt, die mit Herrn Bromberger verwandt war. Er war einmal Direktor der Tabakfabrik. Frau Smelik hatte Verwandte in Bratislava, und für mich war es völlig neu zu erfahren, dass sie, wenn sie nach Bratislava fahren wollte, Wochen vorher um ein Visum ansuchen musste. Das war außerdem relativ teuer“ (Interview V 2018).

Die Grenze wurde aber nicht nur als administrative Trennung real, sondern auch als eine physisch bedrohliche Barriere zwischen den Menschen, als Ausdruck unfassbarer staatlicher Gewalt. Sie wurde aber sowohl als Bruch als auch als permanente Veränderung erlebt. Mit ihrer Errichtung und später mit der Öffnung waren die Menschen gezwungen, sich immer wieder neu anzupassen und mit diesen permanenten Veränderungen umzugehen.

„Seit der Grenzöffnung hat sich alles sehr verändert. Vorher gab es kaum Verkehr in Hainburg, und es kamen nur wenige Leute hierher. Für mich hatte das damals etwas fast Bedrohliches. Ich habe nie verstanden, dass Menschen einfach getötet wurden, nur weil sie hin- und hergegangen sind. Das war eigentlich erschreckend“ (Interview VII 2017).

Die Erfahrung der Hainburger Bevölkerung zeigt, wie sich im Laufe der Grenzöffnung die Wahrnehmungen der Menschen veränderten und welche Gründe hierfür ausschlaggebend waren. Deutlich wird, dass ungleiche Entwicklungen in den beteiligten Staaten konkrete Alltagssituationen hervorbrachten, die auf der ungleichen ökonomischen Lage beruhten.

„Ich weiß noch, wie das erste Mal die Grenze aufgegangen ist: Mein Mann und ich sind hinübergefahren, und wir haben dort sehr nette Menschen getroffen. Wir haben uns damals sehr wohl gefühlt. Das war sicher zwei bis drei Jahre so. Dann aber habe ich mich plötzlich nicht mehr so wohl gefühlt. Es gab verschiedene Speisekarten: für Einheimische andere Preise als für uns. Dann sind wir nicht mehr so gerne hinübergefahren. Zudem gab es immer wieder Warnungen, dass dort etwas gestohlen würde. Schließlich habe ich mich nicht mehr getraut, mit dem Auto hinzufahren. Zuerst war es wunderschön, dann wurde es heikler – und heute dürfte es wieder sehr schön sein“ (Interview I 2017).

5.4 Stadt im europäischen Wandel

„Fantasy can dissipate (because its logic is so often autotelic), but the imagination, especially when collective, can become the fuel for action. It is the imagination, in its collective forms, that creates ideas of neighborhood and nationhood, of moral economies and unjust rule, of higher wages and foreign labor prospects. The imagination is today a staging ground for action, and not only for escape“ (Appadurai 1996, 7).

Appadurai erklärt die Imagination nicht als Reich der Fantasie, sondern als konkrete Vorstellung, die im Handeln der Menschen sichtbar wird und dadurch gesellschaftliche, politische und ökonomische Prozesse vorantreibt und verändert. Sie ist kein Ort der Flucht, sondern ein Motor sozialer Praxis.

Im Zusammenhang mit der Situation an der Grenze zur Zeit des Eisernen Vorhangs wird deutlich, dass Slowak:innen unterschiedliche Imaginationen in Bezug auf das Leben in Österreich entwickeln, die ihr Handeln prägen. Historische Ereignisse haben hierbei eine zentrale Rolle gespielt: Machtkonkurrenzen, die häufig mit ökonomischem Wachstum verknüpft waren, haben eine ungleiche Welt hervorgebracht, in der unterschiedliche Imaginationen entstanden sind. Für viele Slowak:innen ist das Leben in Österreich eng mit der Imagination besserer Lebensbedingungen verbunden. Österreich erscheint ihnen als ein Ort funktionierender staatlicher Strukturen und sozialer Sicherheit. Diese kollektive Vorstellung treibt die Mobilität an und verändert damit zugleich die Dynamiken in der Grenzregion.

Auf der einen Seite geht es um die Idee, in eine andere Stadt zu ziehen, um bessere Lebensbedingungen zu finden. Die ausschlaggebenden Faktoren stehen dabei in engem Zusammenhang mit der Bewältigung oder Lösung bestehender Probleme. So ist etwa das Wohnen in Bratislava für Familien mit Kindern aufgrund der hohen Kosten kaum leistbar; hinzu kommt die starke Verkehrsbelastung. Auch der Versuch, in den peripheren Gebieten von Bratislava ein Haus zu erwerben, erweist sich für viele als unmöglich. Vor diesem Hintergrund erscheint Hainburg als die beste Lösung für die prekäre Situation dieser Familien.

Bezogen auf das Zitat von Appadurai und aus der Sicht der Bevölkerung lässt sich Folgendes festhalten: Fantasie ist bei jedem Menschen vorhanden. Wenn es sich jedoch um die Imagination eines Problems handelt, kann dies negative Auswirkungen für die Gesellschaft haben. Kollektive negative Gefühle und Erfahrungen im Zusammenhang mit der Situation in der Stadt können dabei zum Treibstoff des Handelns werden, das sich schrittweise bis hin zu

explosiven Entwicklungen steigern kann. Die vergangenen politischen Systeme haben in den Menschen Nationalismen gefördert und die Herausbildung starker Identitäten entlang nationaler Grenzen unterstützt. Dies prägt bis heute Denkweisen, die auch die Menschen voneinander trennen.

5.5 Hainburg an der Donau im aktuell-empirischen Kontext

Der erste Eindruck von Hainburg beim bloßen Durchfahren Hainburgs unterscheidet sich deutlich von dem Bild, das sich beim genaueren Erkunden der Stadt eröffnet. Zu Fuß wird Hainburg als facettenreicher Ort sichtbar, geprägt durch vielfältige architektonische Stile, malerische Plätze sowie die charakteristische Verbindung aus mittelalterlichem Erbe und landschaftlichen Elementen. Prägnante topographische Bezugspunkte wie die Donau, der Schlossberg oder der Braunsberg sowie das Stadtzentrum, Nibelungenplatz und das Einkaufszentrum beim Ungartor verdeutlichen die Vielschichtigkeit des städtischen Raums. Die zahlreichen mittelalterlichen Ruinen, die die Stadt umgeben, lassen die Vergangenheit in der Gegenwart spürbar werden, ein Eindruck, als könne man mit jedem Schritt zwischen verschiedenen Jahrhunderten wandeln. Ausgehend von der besonderen Wertschätzung, die Hainburg sowohl bei den Einheimischen als auch bei den zugezogenen Slowak:innen genießt, ergibt sich eine erste wichtige Gemeinsamkeit: Beide Gruppen lieben die Stadt Hainburg.

Eine slowakische junge Mutter antwortete auf die Frage, was ihr an Hainburg besonders gefalle, folgendermaßen:

„Es ist eine großartige Stadt. Ich bin zum Braunsberg gegangen, weil man von dort einen wunderschönen Blick auf Wien und Bratislava hat – das hat mich am meisten angezogen. Ebenso der Hexenberg und die Burg, von wo aus man ebenfalls eine herrliche Aussicht genießt. Und in der Stadt selbst, im Zentrum, gibt es die klassische Promenade entlang der Donau“ (Interview VIII 2025).

Ohne die Stadt in all ihren Facetten und ihre schönen Ecken näher zu kennen, wirkt Hainburg auf der Durchreise zunächst wenig ansprechend. Besonders die Wienerstraße, die direkt durch die Altstadt führt, prägt diesen Eindruck. Sie ist heute durch leerstehende Geschäftslokale, starken Verkehr sowie teilweise nicht renovierte Häuser und Gebäude gekennzeichnet. Ältere Bewohner:innen erinnern sich jedoch daran, dass diese Straße einst eine lebendige Einkaufsstraße war. Mehrere Gesprächspartner:innen kommentierten die gegenwärtige

Situation mit dem Ausdruck: „da blutet einem das Herz“ (Interview IX 2025) und verdeutlichten damit, wie sehr ihnen die Stadt am Herzen liegt.

Bei der Befragung zum Stadtzentrum, das von vielen Hainburger:innen als „ausgestorben“ beschrieben wird, zeigt sich, dass zugezogene Slowak:innen dies aus einer ganz anderen Perspektive sehen. Sie nehmen die Stadt mit all ihren Facetten als attraktiv wahr. Ein Interviewpartner brachte dies folgendermaßen zum Ausdruck:

„Ich denke da eigentlich nicht groß darüber nach. Ich weiß nicht, wie es früher war, also vielleicht nehmen die Einheimischen das anders wahr, dass ihnen etwas von früher fehlt. Aber ich habe das ja nicht erlebt, also kann mir im Grunde auch nichts fehlen“ (Interview X 2025).

Um zu verstehen, wie diese geteilte Wertschätzung zugleich von Erfahrungen der Differenz, von Imaginationen über „die Anderen“ und von historisch gewachsenen Grenzvorstellungen begleitet wird, ist es notwendig, die aktuelle Situation genauer zu betrachten. Nach den dargestellten historischen und politischen Entwicklungen richtet sich der Blick nun auf die empirischen Befunde in Hainburg an der Donau seit der Öffnung des europäischen Schengen Raums. Diese zeigen, wie die Bewohner:innen Hainburgs, die Einheimischen wie auch die Zugezogenen, ihre alltägliche Lebenswelt wahrnehmen und gestalten und welche sozialen Dynamiken daraus hervorgehen. Während viele Slowak:innen Österreich mit Stabilität und Wohlstand assoziieren, ist die Imagination vieler Österreicher:innen in Bezug auf die Slowakei nach wie vor von verfestigten Vorstellungen über „die Anderen“ geprägt. Die unterschiedlichen Wahrnehmungen führen dazu, dass sich auf beiden Seiten Bilder von Zugehörigkeit und Differenz herausbilden, die wesentlich durch historische und politische aber auch subjektive Erfahrungen bestimmt sind. Das daraus resultierende Gefühl der Nichtzugehörigkeit ist somit nicht naturgegeben, sondern das Ergebnis langfristiger Prozesse, wie sie im ersten Teil dieser Arbeit aufgezeigt wurden. Dieses Kapitel knüpft daran an und beleuchtet die aktuelle Situation in Hainburg sowohl aus der Perspektive der längereinheimischen Bevölkerung als auch aus jener der zugezogenen Slowak:innen.

Ein stark diskutiertes Thema ist das Siedlungsgebiet in der Nähe des Hainburger Waldes und des Krankenhauses, in dem überwiegend slowakische Familien leben. Eine der Straßen trägt den symbolträchtigen Namen „Europastraße“ und ist von modernen Häusern und Villen geprägt. Während die Benennung auf die Idee eines offenen Europas verweist, zeigt sich in der

alltäglichen Interaktion und im sozio-kulturellen Zusammenleben in Hainburg, dass dieser Anspruch bislang nur eingeschränkt eingelöst wird.

„Es gibt ein neues Siedlungsgebiet beim Krankenhaus, und da sind sicher zu drei Vierteln slowakische Häuser. Die Bevölkerung verteilt sich jetzt. Wir werden zweisprachig, das gibt es ja in vielen Orten“ (Interview VII 2017).

„Seit der Grenzöffnung haben wir einen steten Zuzug von Slowaken. Hainburg hat jetzt schon mehr slowakische als türkische Einwohner. Es sind meistens die besseren Leute. Das sind wunderschöne Häuser, die da gebaut werden, der ‚Sandler‘, wie man sagt, kann sich das nicht leisten“ (Interview VI 2016).

Ein slowakischer Hainburger beschreibt die Wohnsituation im Siedlungsgebiet rund um die Europastraße als problemlos. Ich habe ihn dort zufällig mit seinem Hund getroffen, der ohne Leine lief. Die ruhige Lage am Hang vermittelt ein Gefühl von Gelassenheit, das von den Bewohner:innen besonders geschätzt wird. Er betonte im Gespräch:

„Ja, so etwa 60 oder 70 % sind hier bestimmt Slowak:innen. Hier ist ein Österreicher, und die anderen auf dieser Straße sind alle Slowak:innen. Die Beziehungen sind meistens super, natürlich gibt es auch Ausnahmen, auch unter den Slowak:innen (lacht) aber größtenteils passt es. Zum Beispiel mit den österreichischen Nachbarn: Wir tauschen Kuchen aus, und es ist eine ganz freundliche Atmosphäre“ (Interview X 2025).

Die geäußerten Besorgnisse der ansässigen Bevölkerung machen auf die Problematik möglicher Segregationseffekte aufmerksam, die durch stadtplanerische Entscheidungen entstanden sind. Gleichzeitig verweisen sie auf ein weiteres Spannungsfeld: Durch die räumliche Konzentration bestimmter Gruppen innerhalb der Stadt entsteht bei manchen Einheimischen das Gefühl, sich im eigenen Lebensumfeld fremd zu fühlen.

„Die Städteplanung ist nicht gut. Es ist fast gefährlich, dass dort eine Ghetto-Bildung entsteht. Früher war das ein Truppenübungsplatz. Dieser Platz wurde dann parzelliert, ein Teil wurde an Österreicher vergeben, der Rest an Slowaken“ (Interview V a 2018).

Die Trennung der Wohngegenden ist auch den slowakischen Anwohner:innen in Hainburg bewusst. So betont die Bewohnerin des neuen Siedlungsgebietes:

„Ja, das ist eigentlich ein ganz neu gebautes Viertel, und hier wohnen größtenteils Slowak:innen. Vor etwa zehn Jahren war das alles noch eine Wiese. Richtung Zentrum, beim Schloss und den alten Stadtmauern, stehen noch ein paar alte Häuser, dort ist es mehr von den Österreicher:innen bewohnt“ (Interview VIII 2025).

Seitens der Gemeinde wird diese Entwicklung als Ausdruck von Wachstum und Dynamik verstanden, die für die Stadt positiv bewertet wird. Dabei wird davon ausgegangen, dass die nächste Generation, die in einem europäischen politischen und kulturellen Rahmen aufwächst, selbstverständlich mit Mehrsprachigkeit und alltäglichen Praktiken des Zusammenlebens vertraut sein wird.

„Wir waren auch eine Abwanderungsgemeinde, vor allem die jungen Menschen sind weggezogen. Wenn die Stadt wieder wächst und wachsen kann man nur, wenn Fremde kommen, dann ist das für die alteingesessene Bevölkerung natürlich anfangs etwas befremdlich. Aber ich glaube, das wird in den nächsten ein, zwei Generationen kein Thema mehr sein. Die Kinder, die jetzt auf die Welt kommen, die zwar slowakische Staatsbürger sind, gehen hier in den Kindergarten, gehen hier in die Schule, und unsere Kinder kennen keine Grenzen. Daher wird das in einer bis zwei Generationen kein Thema mehr sein (Interview IV 2019).

Die folgenden Aussagen verdeutlichen, dass Hainburg in der Slowakei als Wohnort insbesondere im Hinblick auf ein „idyllisches Leben in unmittelbarer Nähe zur Hauptstadt“ beworben wird. Österreich erscheint in diesem Diskurs als ein Land mit funktionierender Politik und einem stabilen sozialen System. Dies führt dazu, dass sich vor allem Familien mit Kindern niederlassen, um sich dort den Traum vom Eigenheim zu erfüllen und zugleich von einem Gefühl der Sicherheit sowie von Sauberkeit zu profitieren.

Eine Interviewpartnerin aus der Slowakei betont hierzu:

„Die Leute aus Bratislava suchen gezielt diese Richtung, vielleicht denken sie, dass es etwas Besonderes ist, in Österreich zu leben, das weiß ich nicht. Aber sicher ist, dass die Lebensqualität hier sehr hoch ist, vor allem in sozialer Hinsicht. Alles scheint zu funktionieren und es ist sauber. Das macht es sehr attraktiv für Familien, hierherzuziehen. Ich nehme es so wahr, dass hier viele Slowak:innen leben und auch viele hier leben möchten, aber die Verfügbarkeit ist nicht so, wie man es sich in Bezug auf die Kapazität wünschen würde. Es gefällt mir hier sehr und es ist immer sauber.

Man hat einfach das Gefühl, dass alles in Ordnung ist. Vor allem ist es hier ruhig im Vergleich zu Bratislava, man hat das Gefühl, dass Bratislava gar nicht so nah ist. Es sind nur ein paar Minuten, und trotzdem ist man ganz woanders, fast schon isoliert“ (Interview VIII 2025).

Auch andere Gesprächspartner:innen heben hervor, dass Hainburg in Bratislava gezielt als attraktiver, ruhiger und sicherer Wohnort dargestellt wurde:

„In Bratislava wurde Hainburg so propagiert, dass viele kamen. Ich bin hier, weil es ruhig ist und die Kriminalität niedrig ist“ (Interview XI 2016).

„Also, ich bin seit 2011 hier. Zuerst haben wir in einer Wohnung gewohnt, und dann haben wir angefangen, hier ein Haus zu bauen in den Jahren 2012 und 2013. Seit 2014 wohnen wir nun im Haus, und seitdem sind wir auch nicht mehr umgezogen, weil es uns hier gefällt. Es ist ruhig und hat so ein ‚dörfliches‘ Ambiente, in Anführungszeichen“ (Interview X 2025).

Ein viel diskutiertes Thema unter den Hainburger Einwohner:innen war der Bau des Einkaufszentrums Galleria Danubia, das im Jahr 2015 eröffnet wurde, acht Jahre nach dem Beitritt der Slowakei zum Schengen-Raum. Die anfängliche Befürchtung vieler Einheimischer bestand darin, dass ein modernes Einkaufszentrum nicht in das mittelalterlich geprägte Stadtbild passe und dieses nachhaltig verändern würde. Mittlerweile wird das Zentrum zwar von der Bevölkerung angenommen, doch ist seine wirtschaftliche Bedeutung stark von der Kaufkraft slowakischer Kund:innen abhängig. Auch auf dem Arbeitsmarkt zeigt sich diese Entwicklung: In vielen Geschäften werden bevorzugt slowakische Arbeitskräfte beschäftigt, da ihre Sprachkenntnisse im Kontakt mit der Kundschaft von Vorteil sind.

„Hainburg ist eben eine Stadt. Zuerst hatten wir sehr viele türkische Mitbewohner, die sind zum Teil wieder weggegangen. Danach kamen die Bosnier, und seit 1989 verzeichnen wir einen stetigen Zuzug von Slowak:innen. Inzwischen gibt es in Hainburg bereits mehr slowakische Einwohner:innen als türkische. Man merkt es auch daran, dass die Bauplätze knapp werden und die Preise steigen. Die Kaufkraft ist natürlich vorhanden. Gegenüber vom Hofer zum Beispiel, da braucht man gar nicht hineingehen, dort stehen sie Schlange. Seit der Grenzöffnung 1989 reagiert Hainburg eigentlich nur noch, es wird quasi überrollt. Am Anfang haben wir uns gefreut, als die ersten

Besucher:innen von drüben kamen, doch irgendwann entstand eine gewisse Aversion, weil sie einfach die Stadt verstopft haben“ (Interview VI 2016).

Das Einkaufszentrum hat sich zum erfolgreichen Projekt entwickelt. Einerseits für die Konsument:innen, andererseits für die Investoren:

„Das Einkaufszentrum ist schon verkauft, gell? Das gehört schon einem deutschen Pensionsfonds. Das ist lustig. Man könnte da zynisch sagen: Die slowakischen Kunden finanzieren die Pensionen der Bundesdeutschen. Wenn ich ein Kabarettist wäre, würde ich das so verwenden. Wenn es in der Slowakei ein Feiertag ist oder am Freitag und Samstag ... finden Sie hier von neun in der Früh bis am Abend, bis um acht, keinen Parkplatz. Alles ist ausgelastet. Da ist eine Frequenz, die ist unglaublich. Durch die bessere Verkehrsanbindung mit dem Kreisverkehr“ (Interview II 2016).

Um die aktuelle sprachliche Situation in Hainburg zu verstehen, ist es notwendig, Sprache auch in ihrer historischen Entwicklung zu betrachten und sie nicht ausschließlich als trennende Linie wahrzunehmen. Die Zweisprachigkeit wird von Teilen der Bevölkerung nicht als Ressource, sondern als trennendes Moment wahrgenommen, das bestehende Gruppen voneinander abgrenzt und das Gefühl von Nicht-Zugehörigkeit verstärkt. Sprache fungiert hier als zentrales Symbol sozialer Zugehörigkeit und wird insbesondere in einer Kleinstadt wie Hainburg zu einem emotional aufgeladenen Thema.

„Es ist meiner Meinung nach insofern zu viel, weil ich muss sagen viele oder die meisten, die ich kenne, sind bemüht. Aber die Notwendigkeit, Deutsch zu lernen, ist gar nicht mehr gegeben. Das macht mich zornig. Es macht mich zornig, wenn ich in ein Geschäft gehe und dort Durchsagen auf Slowakisch höre. Wenn ich eine Verkäuferin habe, die ich nichts fragen kann, weil sie Slowakin ist, dann macht mich das zornig. Wenn ich nicht in meiner Muttersprache einkaufen gehen kann, weil im Einkaufszentrum die Bedingung für eine Anstellung ist, dass man Slowakisch spricht. Wenn Kassen zweisprachig angesagt werden ‚Kassa geöffnet‘ und hinter mir ein Ungar steht, frage ich mich: Wann kommt das auf Ungarisch, wann auf Türkisch? Es sind so viele Nationalitäten da. Hallo?! Also, ich muss sagen: Die meisten versuchen einzusteigen. Auch in meinem privaten Bereich kenne ich viele, die mittlerweile wirklich gut Deutsch können. Sie interessieren sich für das, was passiert. Aber sobald viele auf einem Haufen sind, fehlt die Notwendigkeit, sich für die österreichischen

Hainburger zu öffnen. Denn ohnehin ist auf der sozialen Ebene alles abgedeckt: Beim Arzt gibt es Sprechstundenhilfen, die Slowakisch sprechen, und beim Einkaufen geht es auch auf Slowakisch“ (Interview XII 2016).

Während die Einheimischen die Sprache als zentrales Problem hervorheben, nehmen die zugezogenen Slowak:innen vor allem die unzureichende Aufnahme durch die lokale Bevölkerung wahr.

„Also, ich persönlich spreche nicht ganz fließend Deutsch, ich verstehe schon einiges und lerne auch, aber ich nehme wahr, dass man das spürt, dass die Interaktion nicht in einer angenehmen Stimmung abläuft, wenn man mit deutschsprachigen, also mit den Einheimischen hier, kommuniziert. Sie freuen sich nicht gerade, wenn ich die Sprache noch nicht gut beherrsche, obwohl ich hier lebe. Ja, und insgesamt habe ich auch die Erfahrung gemacht, dass österreichische Nachbarn die Slowak:innen nicht wirklich annehmen. Am liebsten wäre es ihnen, wenn hier nur Österreicher:innen wohnen würden. So habe ich das Gefühl“ (Interview VIII 2025).

Die Gemeinde sieht die aktuelle Situation folgendermaßen:

Für die Gemeinde ist das deswegen positiv gewesen – wir waren ja die östlichste Stadt in Österreich. Wir sind da an der toten Grenze gewesen. Die ganze Öffnung mit Schengen und der offenen EU ist natürlich für die Stadt positiv, weil wir uns weiterentwickelt haben und auch weiterhin entwickeln. Und es beginnt schon. Die Kinder sind Kinder, die machen überhaupt keine Unterschiede, wo wer herkommt oder welche Hautfarbe er hat. Das soziale Zusammenleben beginnt jetzt schon. Wir haben auch schon eine Kinderfeuerwehr, wo slowakische Kinder von klein auf hingehen. Die meisten sprechen Deutsch, Englisch ist sowieso fast Standard. Für die alteingesessene Bevölkerung, die beide Sprachen nicht spricht, gibt es natürlich ein Problem. Ich persönlich habe damit kein Problem. Natürlich ist das Fremde für die alteingesessene Bevölkerung zunächst etwas befremdlich, aber in ein bis zwei Generationen wird das kein Thema mehr sein. Unsere Kinder kennen keine Grenzen“ (Interview IV 2019).

Ein wiederkehrendes Thema in den Gesprächen betrifft das Stadtzentrum und insbesondere die Wienerstraße. Dort sprach ich mit einer Geschäftsinhaberin, die vor fünf Jahren ein Modegeschäft eröffnet hat. Sie schilderte, dass sie erhebliche persönliche Mittel investiert habe

und mit ihrem Engagement auch andere zur Belebung der Straße inspirieren wollte. Während sie Bruck an der Leitha als möglichen Standort ablehnte – dort sei, wie sie formulierte, „alles tot“ – sieht sie für Hainburg „eine Chance für eine Wiedergeburt“ (Interview IX 2025). Kritisch äußerte sie sich, ähnlich wie viele andere einheimische Interviewpartner:innen, über die Auswirkungen des Einkaufszentrums am Stadtrand, das ihrer Einschätzung nach maßgeblich zum Niedergang der Wienerstraße beigetragen habe. Ihrer Ansicht nach liege es in der Verantwortung der Gemeinde, die Eigentümer:innen der innerstädtischen Häuser stärker einzubinden, um eine gezielte Ansiedlung von Geschäften zu fördern, die zur Revitalisierung des Zentrums beitragen könnten.

Auf der anderen Seite wird das Einkaufszentrum auch als Möglichkeit gesehen, das Stadtzentrum zu entlasten und dadurch indirekt zu schützen. Gleichzeitig werden Veränderungen im Stadtbild, wie etwa das Verschwinden des Kopfsteinpflasters, von einigen als Verlust empfunden:

„Ich kann mich erinnern, ich bin noch zur Schule gefahren, und da war in den ganzen Nebengassen noch das Kopfsteinpflaster. Ich finde es sehr schade, dass das alles dann zugedeckt wurde. Im Winter war es sicher unangenehm und auch laut, wenn man darüber gefahren ist, aber es war eben noch das originale Kopfsteinpflaster. Das war 1956 und auch 1960 noch so...Der Verkehr ist ein bisschen ein Problem, das muss ich schon sagen, weil wir eine starke Umweltbelastung haben. Für das Wiener Tor und das Ungarn Tor gibt es Erschütterungen, das kann man sich nicht vorstellen. Für die historischen Bauwerke ist das nicht so gut. Es gab damals Gespräche, die ganze Innenstadt zur Fußgängerzone zu machen, aber dagegen haben sich die Geschäftsleute gestellt. Und damals haben sie sich sehr stark gewehrt, deswegen ist daraus nichts geworden“ (Interview I 2017).

Viele einheimische Hainburger:innen wünschen sich mehr Gastronomie, insbesondere gute Abendlokale, in denen man ausgehen und etwas trinken kann. Hier zeigt sich ein wirtschaftliches Spannungsfeld. Die zugezogenen slowakischen Familien, die vor allem die Natur Hainburgs und das ruhige Leben genießen, unterscheiden sich in ihren Alltagsgewohnheiten von der österreichischen Kultur, die auf Gasthäuser ausgerichtet ist. Viele slowakische Familien verbringen ihre Freizeit lieber zu Hause, holen sich Essen ab und essen gemeinsam mit ihren Familienmitgliedern. Diese Lebensweise hängt auch damit zusammen,

dass sich in Hainburg vor allem Familien mit kleinen Kindern ansiedeln, die andere Bedürfnisse und Prioritäten haben.

„Wenn hier mehr Leute wohnen, dann öffnen zusätzlich noch mehr Lokale auch am Abend, denn das fehlt uns. Auf einen Drink am Abend können Sie bei uns nicht gehen – das ist nichts. Und wir sind in Verhandlungen, und das dauert schon seit fünf Jahren, dass wir hier eine Universität herbekommen. Ja, eine Fachhochschule. Da sind wir in Verhandlungen. Das ist halt sehr mühsam und zeitaufwendig. Vielleicht sind wir schon nahe dran“ (Interview IV 2019).

Die damals angesprochenen Verhandlungen über die Einrichtung einer Fachhochschule in Hainburg sind inzwischen Realität geworden: Der Bau beginnt im Herbst 2025. In einer offiziellen Mitteilung heißt es:

„Knapp 20 Jahre nach der Schließung der Kaserne geht das Areal am Fuße des Schlossbergs jetzt in eine neue Zukunft. Gemeinsam mit der Stadt Hainburg, dem Land Niederösterreich und Bund sowie Partnern aus Bildung und Wirtschaft konnten wir in den vergangenen Monaten ein Nutzungskonzept entwickeln, das für die Stadt Hainburg und die gesamte Region eine Jahrhundertchance bedeutet: Ein Bildungscampus mit Schwerpunkt Biotechnologie und ein Gymnasiumstandort bilden den Kern des Projekts“.¹¹

Mit diesem Schritt eröffnet sich für die Stadt die Möglichkeit, weiter zu wachsen und sich dynamisch zu entwickeln, möglicherweise auch im Bereich Gastronomie und im Sinne einer Belebung des Stadtzentrums, welche aus der Sicht der Einheimischen fehlt.

Ein anderer Interviewpartner beschreibt die Veränderungen im gastronomischen Bereich aus seiner Perspektive:

„Was mich ein bisschen irritiert, ist, dass ich früher in Hainburg gerne ins Kaffeehaus gegangen bin, weil dort mein Freund der Wirt war, und dass ich gerne ins Gasthaus gegangen bin, weil dort mein Schulkollege der Wirt war. Heute sind in allen diesen Lokalen slowakische Pächter. Wenn ich hingehe, kann ich aber gar kein Slowakisch. Manchmal habe ich Glück und treffe einen Hainburger, den ich kenne. Wenn nicht,

¹¹<https://www.halpin.co.at/europacampus-hainburg>

dann trinke ich meinen Kaffee oder ein Mineralwasser, rauchen tue ich ja nicht mehr, schaue mich um und gehe wieder“ (Interview VI 2016).

Während meines Aufenthalts im Geschäft in der Wienerstraße wurde von den anwesenden Damen klar betont:

„Wir würden so gerne am Abend etwas trinken gehen, aber hier gibt es nichts“ (Interview IX 2025).

Die slowakischen Interviewpartner:innen nehmen die Stadt jedoch aus einer anderen Perspektive wahr und beschreiben ihre Gewohnheiten im Hinblick auf das Zentrum unterschiedlich:

„Ins Zentrum gehen wir eher selten, weil wir einfach nicht die Typen dafür sind. Wir mögen die Natur lieber“ (Interview VIII 2025).

Ein anderer slowakischer Anwohner ergänzt:

„In Restaurants gehen wir eigentlich nicht, aber eher Essen zum Mitnehmen. Zum Beispiel hat hier unten der Noodle King eröffnet, und das ist wirklich super. Es ist noch etwas Neues, nicht so abgenutzt, weil Pizzerien gibt es hier schon fünf oder so, und Kebab genauso. Der Noodle King ist jetzt die Nummer eins“ (Interview X 2025).

6. Conclusio

Folgende Conclusio liefert eine Zusammenfassung der Ergebnisse und eine Einordnung im Hinblick auf die Forschungsfragen.

Die Entwicklung der Staatlichkeit im modernen Sinne ist das Ergebnis eines langen und konfliktreichen Prozesses, in dessen Mittelpunkt Macht, Abgrenzung und sozialer Wandel standen. Die Staatlichkeit wird im heutigen Sinne als eine notwendige Selbstverständlichkeit innerhalb der bestehenden politischen Systeme wahrgenommen. Diese vereinfachte Sichtweise greift jedoch zu kurz. Dabei blendet sie alternative Formen gesellschaftlicher Organisation sowie die eigene Erkenntnis über die Entstehung der Nation aus. Dies resultiert in einer eingeschränkten Fähigkeit, fremde Gesellschaften zu verstehen und die eigene kritisch zu reflektieren. Die Menschen sind sich folglich der Entstehungsgeschichte der Systeme sowie der Umstände, unter denen sie geboren wurden, nicht bewusst. In der soeben dargelegten Untersuchung wurde zu diesem Thema auf die Theorien von Wolf und Eriksen Bezug genommen. Die Individuen agieren innerhalb dieser Systeme und die Informationen, die sie erhalten, reichen in der Regel nicht aus, um ein umfassendes Verständnis einer Lage, einer Nation oder einer Sprache zu entwickeln.

Ausgehend von diesen Überlegungen verfolgte mein Forschungsansatz das Ziel, die historische Entwicklung der Region im Kontext prägender gesellschaftlicher und politischer Umbrüche zu beleuchten. Die gegenwärtige symbolische Abgrenzung zwischen den Menschen konkret auf die Situation in Hainburg bezogen, verweist auf den unterschiedlichen Zugang zu den Ressourcen und Informationen.

Die ersten Formen territorialer Abgrenzung sind bereits im Neolithikum erkennbar, als durch Handel ökonomisch stärkere Gruppen hervorgingen. Die Ursachen für den Wandel von Jäger- und Sammlergesellschaften hin zu Agrarkulturen und Sesshaftigkeit sowie für die Herausbildung der ersten Fürstensitze um etwa 450 v. u. Z. können nicht auf einen einzelnen Faktor zurückgeführt werden. Feststellen lässt sich, dass die Veränderungen in den Lebensweisen der früheren Gesellschaften bereits zu Grenzziehungen auf verschiedenen Ebenen geführt haben. Sahlin (1972) betont zudem, dass vermeintlicher „Fortschritt“ durch Agrokultur und der verstärkte Gebrauch von Werkzeugen nicht zwangsläufig mit einer

Verbesserung der Lebensumstände einherging, sondern oftmals zu härteren Lebensbedingungen führte. Der Fortschritt kann demnach nicht nur als technologische Entwicklung interpretiert werden, sondern auch als damit eingehender Prozess der sozialen Grenzziehung. Übertragen auf viele indigene Gesellschaften, wie Sahlins beschreibt, resultierte dieser „Fortschritt“ in Destabilisierung des sozialen Gefüges zwischen den Menschen.

Bezogen auf die gegenwärtige Situation, stimmt diese These ebenso. Das Leben der prähistorischen Menschen gestaltete sich in heterogenen, sprachlich vielfältigen Regionen. Die heutigen Städte Hainburg und Bratislava liegen und befanden sich natürlich auch historisch an der Donau. Schon in den prähistorischen Epochen waren in dieser Gegend entlang des Flusses zahlreiche Siedlungen anzutreffen. Sie lagen in einem Raum ohne staatliche Organisation in einem Kontext der grenzenlosen Begegnung verortet.

Die Motivation der Menschen für den Bau der ersten Befestigungsanlagen waren der Schutz materieller Besitztümer, die Abgrenzung gegenüber anderen Gruppen oder die Angst vor potenziellen Bedrohungen. Archäologische Funde können die Lebensweise der Menschen zu dieser Zeit annähernd erklären, aber die Forschung zu dem gesellschaftlichen Austausch im europäischen Kontext ist unvollständig. Der Austausch existierte aber seit Jahrtausenden und kann somit nicht als neues Phänomen betrachtet werden. Welche Ursachen sind dafür verantwortlich, dass Menschen es als ungewöhnlich empfinden, fremde Sprachen zu hören und die globalisierte Welt als problematisch wahrzunehmen?

Hinsichtlich der Sprachentwicklung in dieser Region, habe ich thematisiert, dass die Herausbildung der slowakischen Sprache und die Hinwendung der Bevölkerung zu ihr auf das neunte Jahrhundert datiert wird und dafür, der maßgebliche Einfluss des Fürsten „Rastislav“ zu berücksichtigen ist. Die Verbindung zur lateinischen Sprache lässt sich auf die Periode des späteren Großmährischen Reiches zurückführen und ist insbesondere mit dem Fürsten „Svätopluk“ sowie später mit der ungarischen Übernahme der heutigen Slowakei und dem Christentum assoziiert.

Die elitäre Gruppe der „Štúrovci“, welche in Österreich-Ungarn die slowakische Sprache unterstützten und zugleich die slowakische Identität förderten, waren keine direkten Panslawisten. Vielmehr unternahmen sie den Versuch, die gesellschaftliche Akzeptanz der slowakischen Sprache durchzusetzen und somit auch die Rechte der Slowaken innerhalb Österreich-Ungarns zu stärken, wie meine historische Untersuchung in Bezug auf die

benachteiligten Gruppen zeigt. Die Orientierung slowakischer Eliten an Russland im 19. Jahrhundert war pragmatisch und resultierte aus dem jahrelangen Fehlen politischer Unterstützung seitens der westeuropäischen Mächte, die den Anliegen der slowakischen Gruppen innerhalb der Habsburgermonarchie keine Beachtung schenkten.

Die Erklärungsansätze hinsichtlich der Verhältnisse zwischen den Gruppen und Gesellschaften in Europa im Kontext der prähistorischen Zeit sind als äußerst komplex zu betrachten. Es lässt sich aber festhalten, dass diese Epoche in dieser Region von einem intensiven Austausch geprägt war. Allerdings lässt sich nicht eindeutig bestimmen, zwischen welchen Gesellschaften dieser stattfand und in welchen sozialen wie auch ökonomischen Zusammenhängen die Kooperationen verortet, werden können. Im Hinblick auf die römische Epoche sind die entsprechenden Quellen als siegerzentriert zu charakterisieren.

In der vorliegenden Arbeit wurden die Thesen von Franz Boas und Peter Heather behandelt, welche das Vorhandensein slawischer Gruppen bereits in die Zeit des Römischen Reiches datieren. Die erste bekannte slawische Staatsbildung in dieser Region war allerdings erst das Großmährische Reich im neunten Jahrhundert n. u. Z., dessen Existenz jedoch lediglich 73 Jahre andauerte. Die es bevölkernden Slawen lebten zwar in endogamen Gruppen, jedoch zeichneten sich diese weder durch einen ausgeprägten Zusammenhalt zwischen den Gruppen noch durch konsolidierte politische Strukturen, Bestrebungen zur Machtentfaltung, oder eine auf Expansion ausgerichtete Kriegsführung aus.

Bislang lässt sich daher festhalten: prähistorische Gesellschaften existierten auf diesen Territorien weitgehend frei von staatlichen Strukturen. Mit dem Römischen Reich wurde an dieser Stelle erstmals eine militärische Grenze errichtet, die zu einer Vertiefung der wirtschaftlichen und sozialen Unterschiede zwischen den Regionen führte. Das Reich war eine ethnisch und religiös vielfältige Macht, die jedoch von einer starken wirtschaftlichen Dynamik geprägt war. Demgegenüber entwickelte sich die Habsburgermonarchie Österreich-Ungarn zu einem Vielvölkerstaat mit einer schwachen Integrationskraft gegenüber den einzelnen Gruppen, die sich nach ihrem individuellen Rechten sehnten.

Am Beispiel von Hainburg an der Donau, einer Gemeinde, die durch das Zusammenleben mehrerer Gruppen und Sprachen geprägt ist, darf nicht außer Acht gelassen werden, dass es sich hierbei keineswegs um ein neues Phänomen handelt. In der vorliegenden Masterarbeit konnte nachgewiesen werden, dass in dieser Region bereits seit prähistorischer Zeit ein reger

Austausch bestand. Zudem lässt sich feststellen, dass die Region in der Vergangenheit von kriegerischen Konflikten betroffen war, sodass die Stadt zum Schutz ihrer Bevölkerung gezwungen war, Befestigungsanlagen zu errichten. Vor diesem Hintergrund erscheint es nachvollziehbar, dass sich Staaten gegenüber anderen Staaten und Gruppen abgrenzen. Die Geschichte zeigt jedoch, dass Versuche einer Homogenisierung zum Scheitern verurteilt sind.

Die historische Entwicklung der Region um Preßburg/Bratislava und insbesondere Ligetfalu (heute Petržalka) verdeutlicht, wie stark politische Entscheidungen und gesellschaftliche Vernachlässigung unterrepräsentierten Gruppen langfristige Konsequenzen haben können. Unter anderem wurde diese Region im Zusammenhang mit dem damaligen Ligetfalu bzw. Engerau (heute Petržalka) zu einer Einheit. Die Menschen aus Hainburg gingen zu Fuß nach Ligetfalu, wie meine Interviews bestätigen.

Hätten die westeuropäischen Mächte bereits vor dem Ersten Weltkrieg die Interessen und Bedürfnisse der multiethnischen Bevölkerung stärker berücksichtigt, wäre es möglicherweise nicht in dieser Form zur Herausbildung der Tschechoslowakei gekommen. In der Folge wäre auch der Aufstieg des Kommunismus, der für die Region prägend war und zu tiefgreifenden städtebaulichen Eingriffen sowie zum Verlust historischer Strukturen in Preßburg und Ligetfalu führte, weniger wahrscheinlich gewesen.

Es ist von entscheidender Relevanz, die Tatsache zu berücksichtigen, dass meine empirische Forschung in einer privilegierten Zeit, einem privilegierten Raum und in ebensolcher politischer Lage stattfand. Der Zuzug der slowakischen Gruppen verändert das Stadtbild und trägt zur kulturellen Diversität bei, was jedoch als ein Privileg betrachtet werden sollte. „Der Wohlstand ist nicht dahin“ wie es im Buch von Hans Seitz (1954) beschrieben wurde. In der Stadt wird gebaut, das Einkaufszentrum ist ein Erfolg. Die länger ansässigen Bewohner:innen wünschen sich allerdings eine Stadt, die nicht nur tagsüber-, sondern auch abends eine hohe Lebensqualität bietet und über ein attraktives Stadtzentrum verfügt. Gegenwärtig zeigt sich in Hainburg wirtschaftliche Modernisierung durch groß angelegte Bauprojekte, wie das neue Einkaufszentrum und der Start des Baus eines großen Bildungscampus mit Fachhochschule und Gymnasium.

Entscheidend für eine nachhaltige Entwicklung bleibt aber das soziale Zusammenleben in der Stadt. Sollte sich Hainburg weiter in Richtung moderne Stadt entwickeln wird die Heterogenität und die Anonymisierung zunehmen und einfach als ein Teil des städtischen Lebens

wahrgenommen werden müssen. In der Gegenwart befindet sich die Gemeinde noch in einer Zwischen- oder Übergangsphase wie dies von Victor Turner mit seinem Begriff der Liminalität beschrieben wird.

Ein wesentlicher Aspekt in diesem Zusammenhang ist, dass die Gemeinde die aktuelle gesellschaftliche Situation nicht ignorieren sollte. Sie sollte nicht passiv abwarten, bis die gegenwärtige Generation nach und nach von einer neuen abgelöst wird, die die Welt mit anderen Augen betrachtet. Die Verwendung unterschiedlicher kultureller Symbole ist – Ausdruck historischer Entwicklungen, die mit diesen Symbolen verbunden sind. Daraus ergeben sich Missverständnisse und ein Mangel an gegenseitigem Verständnis, dem nicht durch Verdrängung, sondern durch aktives Handeln entgegengewirkt werden sollte.

Alle Interviewpartner:innen weisen ein grundlegendes gemeinsames Element auf: Sie alle hegen eine starke Zuneigung zu dieser Stadt. Dies bildet eine exzellente Grundlage für die Entwicklung Hainburgs in eine positive Richtung.

7. Literaturverzeichnis

- Anderson, B. (1996). *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts* (3. Aufl.). Frankfurt am Main: Campus.
- Appadurai, A. (2010). *Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalisations*. (9th ed.) Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Barth, F. (1969). *Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organisation of Culture Difference*. Long Grove: Waveland.
- Becker, J., & Komlosy, A. (Hrsg.). (2006). *Grenzen weltweit: Zonen, Linien, Mauern im historischen Vergleich* (2. Aufl.). Wien: Promedia.
- Beer, B. (2008). *Methoden ethnologischer Forschung*. (2. Aufl.) Berlin: Dietrich Reimer Verlag.
- Beer, B., & Fischer, H. (2009). *Wissenschaftliche Arbeitstechniken in der Ethnologie* (3., überarb. u. erw. Aufl.). Berlin: Reimer.
- Bischoff, Ch. (2014). Empirie und Theorie. In C. Bischoff, K. Oehme-Jüngling, & W. Leimgruber (Hrsg.), *Methoden der Kulturanthropologie* (S. 14–31). Bern: Haupt.
- Boas, F. (2021). *Anthropology and Modern Life* (1st ed.). London: Routledge. <https://doi-org.uaccess.univie.ac.at/10.4324/9781003133711>
- Botík, J. (2007). *Etnická história Slovenska: K problematike etnicity, etnickej identity, multietnického Slovenska a zahraničných Slovákov*. Bratislava: [Verlag unbekannt].
- Böhm, A. (2007). Theoretisches Codieren: Textanalyse in der Grounded Theory. In U. Flick, E. von Kardorff, & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 475–485). Rowohlt.
- Butze, H (1962). *Die Entdeckung der Erde. 5000 Jahre Abenteuer, Reisen und Forschen*. Gütersloh: C. Bertelsmann Verlag.

Cohn, M. (2014). Teilnehmende Beobachtung. In C. Bischoff, K. Oehme-Jüngling, & W. Leimgruber (Hrsg.), *Methoden der Kulturanthropologie* (S. 71–85). Bern: Haupt.

Dekan, J. (1963). Die Beziehung unserer Länder mit dem spätantiken und byzantinischen Gebiet in der Zeit vor Cyrill und Method. In F. Graus, J. Filip, A. Dostál (Hrsg.). *Das Grossmährische Reich. Tagung der wissenschaftlichen Konferenz des Archäologischen Instituts Tschechoslowakische Akademie der Wissenschaften* (89–102) Praha: Academia.

Demandt, A. (2021). *Die Kelten*. München: C.H. Beck.

von Dobeneck, F., & Zinn-Thomas, S. (2014). Statusunterschiede im Forschungsprozess. In C. Bischoff, K. Oehme-Jüngling, & W. Leimgruber (Hrsg.), *Methoden der Kulturanthropologie* (S. 86–100). Bern: Haupt.

Donnan, H & Wilson, T. M (1999). *Borders. Frontiers of Identity, Nation and State*. Oxford. Biddles Ltd.

Dudeková, G., Holec, R., Hronský, M., Jakešová, E., Kováč, D., Mannová, E., & Podrimavský, M. (Hrsg.). (2008). *Prvá svetová vojna 1914–1918*. Bratislava: VEDA, vydavateľstvo Slovenskej akadémie vied.

Dudeková, G., & Mannová, E. (2008). Spoločnosť, kultúrny a spoločenský život. In G. Dudeková et al. (Hrsg.), *Prvá svetová vojna 1914–1918* (S. 183–185). Bratislava: Slovenská akadémia vied.

Eder, A., Langer, F., & Pollak, F. (1913). *Hainburg an der Donau und Umgebung*. Hainburg an der Donau: Hainburger Verschönerungsverein.

Eriksen, T. H. (2015). *Small places, large issues: An introduction to social and cultural anthropology* (3. Aufl.; zuerst 1995). Pluto Press.

Fischer, H. (2008). Dokumentation. In B. Beer (Hrsg.), *Methoden ethnologischer Feldforschung* (S. 293–322). Berlin: Dietrich Reimer.

Flick, U., von Kardorff, E., & Steinke, I. (Hrsg.). (2000). *Qualitative Forschung: Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

- Gabčo, M. (2014). *Príprava, priebeh a výsledky parlamentných volieb 26. mája 1946 v Banskobystrickom okrese*. Acta Historica Neosoliensia, 17(1–2), 93–110.
- Heather, P. (2011). *Invasion der Barbaren: Die Entstehung Europas im ersten Jahrtausend nach Christus*. (aus dem englischen B. Jendricke, R. Seuß, & T. Wollermann, Übers.). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hofbauer, H., & Noack, D. X. (2012). *Slowakei: Der mühsame Weg nach Westen*. Wien: Promedia.
- Horváth, V., Rákos, E., & Watzka, J. (1977). *Bratislava – hlavné mesto Slovenska: Pripojenie Bratislavy k Československej republike roku 1918–1919*. Obzor.
- Hronský, M. (2008). Vypuknutie svetovej vojny. In G. Dudeková et al. (Hrsg.), *Prvá svetová vojna 1914–1918* (S. 30–52). Bratislava: Slovenská akadémia vied.
- Jakešová, E. (2008). Spoločnosť, kultúrny a spoločenský život. In G. Dudeková et al. (Hrsg.), *Prvá svetová vojna 1914–1918* (S. 161–168). Bratislava: Slovenská akadémia vied.
- Jungwirth, M., Haidvogel, G., Hohensinner, S., Waidbacher, H., & Zauner, G. (2014). *Österreichs Donau: Landschaft–Fisch–Geschichte*. <https://doi.org/10.13140/2.1.3712.4163>
- Kaelble, H. (2011). *Kalter Krieg und Wohlfahrtsstaat: Europa 1945–1989*. München: C.H. Beck.
- Kačírek, L., & Tišliar, P. (2014). *Petržalka v rokoch 1919–1946*. Bratislava: Stimul. https://www.kniznicapetrzalka.sk/wp-content/uploads/2015/09/publikacia_1919-1946.pdf
- Kirschbaum, S. J. (1995). *A history of Slovakia: The struggle for survival*. New York: St. Martin's Press.
- Komlosy, A. (2003). *Grenze und ungleiche regionale Entwicklung: Binnenmarkt und Migration in der Habsburgermonarchie*. Promedia.
- Komlosy, A. (2018). *Grenzen: Räumliche und soziale Trennlinien im Zeitenlauf*. Wien: Promedia.

- Kováč, D. (2008). Slovenská spoločnosť a politika na pozadí vojnových udalostí v prvej polovici roku 1918. In G. Dudeková et al. (Hrsg.), *Prvá svetová vojna 1914–1918* (S. 243–247). Bratislava: Slovenská akadémia vied.
- Kowal, S., & O’Connell, D. C. (2007). Zur Transkription von Gesprächen. In U. Flick, E. von Kardorff, & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 437–447). Rowohlt.
- Kubátová, H. (2025). Civilizing the Village. Race, Progress and Genocide in Wartime Slovakia. *Journal of Genocide Research*, 1–19. <https://doi.org/10.1080/14623528.2025.2528300>
- Lewellen, Ted C. (2003). *Political Anthropology: An introduction*. (3rd ed.). Westport, CT: Praeger
- Madden, R. (2017). *Being ethnographic: A guide to the theory and practice of ethnography* (2nd ed.). SAGE Publications.
- O’Reilly, Karen (2005). *Ethnographic Methods*. Abingdon, Oxon/New York: Routledge.
- Pauli, L. (1980). Das keltische Mitteleuropa vom 6. bis zum 2. Jahrhundert v. Chr. In L. Pauli (Hrsg.), *Die Kelten in Mitteleuropa: Kultur, Kunst, Wirtschaft* (S. 25–36). Salzburg: Amt der Salzburger Landesregierung.
- Pieta, K. (2010). *Die keltische Besiedlung der Slowakei: Jüngere Latènezeit* (Archaeologica Slovaca Monographiae, Studia, Bd. 12). Nitra: Archäologisches Institut der Slowakischen Akademie der Wissenschaften.
- Poulik, J. (1963). Archäologische Entdeckungen und Grossmähren. In F. Graus, J. Filip, A. Dostál (Hrsg.), *Das Grossmährische Reich. Tagung der wissenschaftlichen Konferenz des Archäologischen Instituts Tschechoslowakische Akademie der Wissenschaften* (11–47) Praha: Academia.
- Raphael, L. (2011). *Imperiale Gewalt und mobilisierte Nation: Europa 1914–1945*. München: C.H. Beck.
- Ruttkay, E., Wessely, G., & Wolff, P. (1976). Eine Kulturschicht der ältesten Linearbandkeramik in Prellenkirchen, p. B. Bruck, Niederösterreich: Ein Beitrag zur Frage der

Entstehung der Linearbandkeramik. *Annalen des Naturhistorischen Museums*, 80, 843–861.
https://www.zobodat.at/pdf/ANNA_80_0843-0861.pdf (zugriff am 04.09.2025)

Sahlins, M. (1972). *Stone age economics*. New York: Aldine de Gruyter.

Schneider, W. (1960). *Überall ist Babylon: Die Stadt als Schicksal des Menschen von Ur bis Utopia*. Düsseldorf: Econ Verlag.

Schneidmüller, B. (2011). *Grenzerfahrung und monarchische Ordnung: Europa 1200–1500*. München: C.H. Beck.

Schrißl, D. (2012). *Tote Grenze oder lebendige Nachbarschaft. Österreichisch-slowakische Beziehungen 1945–1968*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Seitz, H. (1954). *Hainburg an der Donau und Umgebung*. Hainburg an der Donau: R. Winkelmann.

Spiritova, M. (2014) Narrative Interviews. In C. Bischoff, K. Oehme-Jüngling, & W. Leimgruber (Hrsg.), *Methoden der Kulturanthropologie* (S. 117–130). Bern: Haupt.

Turcerová-Devečková, H. (2024). *Ludovít Štúr a myšlienka slovenskej nezávislosti*. Bratislava: Vydavateľstvo Spolku slovenských spisovateľov.

Turner, V. (2009). *The ritual process: Structure and Anti-Structure*. (2th ed) New Brunswick: AldineTransaction.

van Dülmen, R. (2001). *Historische Anthropologie: Entwicklung, Probleme, Aufgaben* (2., Aufl.). Köln: Böhlau.

Vaněček, V. (1963). Über die Aussenpolitik des mährischen Staates in den vierziger- bis achtziger Jahren des IX. Jahrhunderts. In F. Graus, J. Filip, A. Dostál (Hrsg.). *Das Grossmährische Reich. Tagung der wissenschaftlichen Konferenz des Archäologischen Instituts Tschechoslowakische Akademie der Wissenschaften* (287–301) Praha: Academia.

Vavřínek, V. (1963). Die Bedeutung der byzantinischen Mission bei der Christianisierung Grossmährens. In F. Graus, J. Filip, A. Dostál (Hrsg.). *Das Grossmährische Reich. Tagung der wissenschaftlichen Konferenz des Archäologischen Instituts Tschechoslowakische Akademie der Wissenschaften* (221–255) Praha: Academia.

Vocelka, K. (2002). *Geschichte Österreichs. Kultur – Gesellschaft – Politik*. München: Wilhelm Heyne.

von Dobeneck, von F., & Zinn-Thomas, S. (2014). Statusunterschiede im Forschungsprozess. In C. Bischoff, K. Oehme-Jüngling, & W. Leimgruber (Hrsg.), *Methoden der Kulturanthropologie* (S. 86–100). Bern: Haupt

Wehr, L. (2014) Leitfadengestützte Interviews mit Kindern. In C. Bischoff, K. Oehme-Jüngling, & W. Leimgruber (Hrsg.), *Methoden der Kulturanthropologie* (S. 143–158). Bern: Haupt

Wietschorke, J. (2008). Anthropologie der Stadt: Konzepte und Perspektiven. In H. A. Mieg & C. Heyl (Hrsg.), *Stadt: Ein interdisziplinäres Handbuch* (S. 202–221). Stuttgart/Weimar: J. B. Metzler.

Willig, C. (2014). Interpretation and analysis. In U. Flick (Ed.), *The SAGE handbook of qualitative data analysis* (pp. 136–150). London: SAGE

Wirsching, A. (2015). *Demokratie und Globalisierung: Europa seit 1989*. München: C.H. Beck.

Wolf, E. R. (2010). *Europe and the people without history*. (3th ed.) Berkeley: University of California Press.

Zips, W. & Mückler M. (2006) Zur theoretisch/methodischen Weiterentwicklung der Ethnohistorie. Empirie und Praxis. (9–21). In H. Mückler, Werner Zips & M. Kremser (Hg.), *Ethnohistorie. Empirie and Praxis*. Wien: Facultas.

Abstract (Deutsch)

Diese Masterarbeit untersucht die historischen Mechanismen, die das Verhältnis zwischen der heutigen Slowakei und Österreich geprägt haben, exemplarisch analysiert am Beispiel der Grenzstadt Hainburg an der Donau. Unter dem Motto „Die grenzenlosen Begegnungen“ wird das Spannungsfeld zwischen historischer Trennung und heutiger Annäherung beleuchtet. Empirische Untersuchungen in Hainburg zeigen, dass die Beziehungen in der Vergangenheit durch tiefgreifende politische, wirtschaftliche und soziale Brüche gekennzeichnet waren. Diese historischen Belastungen wirken bis heute nach und erfordern bewusste Gegenstrategien. In der Arbeit werden die Probleme für die grenzüberschreitende Kooperation und das gegenseitige Verständnis zwischen den Ländern und Sprachräumen heute durch die Nachwirkung der historischen Prozesse erläutert. Unterschiedliche Symbolverwendungen wie Sprachen oder materielle Symbole sind Ausdruck historischer Prozesse. Diese Vielfalt an kulturellen Symbolen ist ein natürlicher Bestandteil der historischen Entwicklungen, die sich in spezifischen sozialen, politischen und wirtschaftlichen Systemen vollziehen. Ein vertieftes Verständnis ihrer Entstehung ist essenziell. Erst interdisziplinäre Forschung sowie fallbezogene empirische Analysen ermöglichen es, Erklärungsmodelle für diese kulturelle Vielfalt zu entwickeln. Solche Modelle können wiederum als theoretische Grundlage für neue Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens dienen. Diese Masterarbeit befasst sich nicht nur mit der Stadt Hainburg an der Donau, sondern mit der Entstehung von Grenzen in dieser Region. Im Fokus stehen soziale, ökonomische und politische Trennlinien zwischen den Menschen in dem untersuchten geographischen Raum, des östlichen Österreichs und der westlichen Slowakei. Das Fallbeispiel zeigt exemplarisch, wie soziale und politische Grenzziehung die Möglichkeit „grenzenloser Begegnungen“ einschränkt. Politische Grenzen üben dabei einen starken Einfluss aus und reduzieren Menschen auf die Rolle von „Figuren auf einem Spielbrett“. Der empirische Teil beleuchtet die Perspektiven der Bewohnerinnen und Bewohner von Hainburg. Grundlage bilden Interviews mit Personen, die entweder dort geboren wurden und oder aktuell zugezogen sind. In diesen Gesprächen kommen die Befragten selbst zum Wort: ihre Gedanken, Sorgen, Wünsche und Meinungen stehen im Zentrum der Analyse.

Abstract (English)

This Master's thesis takes a historical approach to explore the mechanisms that have shaped cross-border relations between Slovakia and Austria, taking the border town of Hainburg as a representative case. Operating under the motto 'Boundless Encounters', the thesis explores the tension between historical separation and the question about the contemporary rapprochement. Empirical research in Hainburg reveals that historical relations were characterised by profound political, economic and social ruptures. These historical burdens continue to resonate today, calling for conscious counter-strategies. This study explains the problems for cross-border cooperation and mutual understanding between the countries and language areas today with the aftermath of the historical processes. The different uses of symbols, such as languages or material representations, reflect historical processes. This diversity of cultural symbols is an integral part of human development, rooted in particular social, political and economic systems. A deeper understanding of their origins is essential. Interdisciplinary research combined with case-based empirical analysis is required to generate explanatory models for this symbolic complexity. These models can then serve as a theoretical basis for new forms of social coexistence. This thesis focuses not only on the town of Hainburg itself, but also on the historical emergence of borders in the region. Particular attention is given to the social, economic and political dividing lines between people living in the geographical area under examination of Eastern Austria and Western Slovakia. The case study illustrates how social and political boundaries restrict the possibility of encounters without limitations. Political borders have a powerful influence, reducing people to mere 'pieces on a game board'. The empirical part of the study highlights the perspectives of Hainburg's residents, as revealed through interviews with both long-standing residents and newcomers. In these conversations, the participants speak for themselves and their thoughts, concerns, wishes and opinions are in the focus of the analysis.